AUTHOR:

HUPFELD, RENATUS

TITLE:

GRUNDFRAGEN CHRISTLICHER ...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1922

Master Negative #

93-81208-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

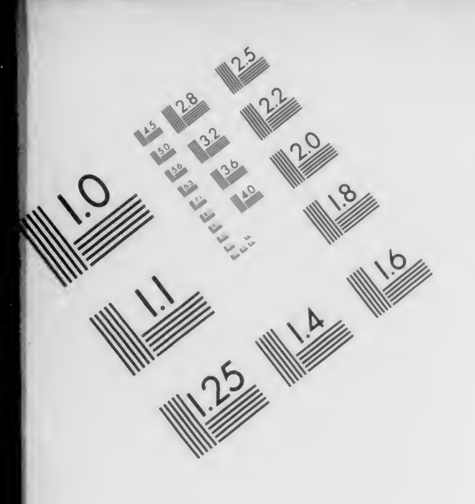
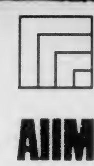
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Hupfeld, Renatus,
...Grundfragen christlicher lebensgestaltung, von...Renatus Hupfeld... Leipzig, Quelle & Meyer, 1922.
152 p. 18½ cm. (Wissenschaft und bildung, 179).

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm   REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3-24-93   INITIALS M.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

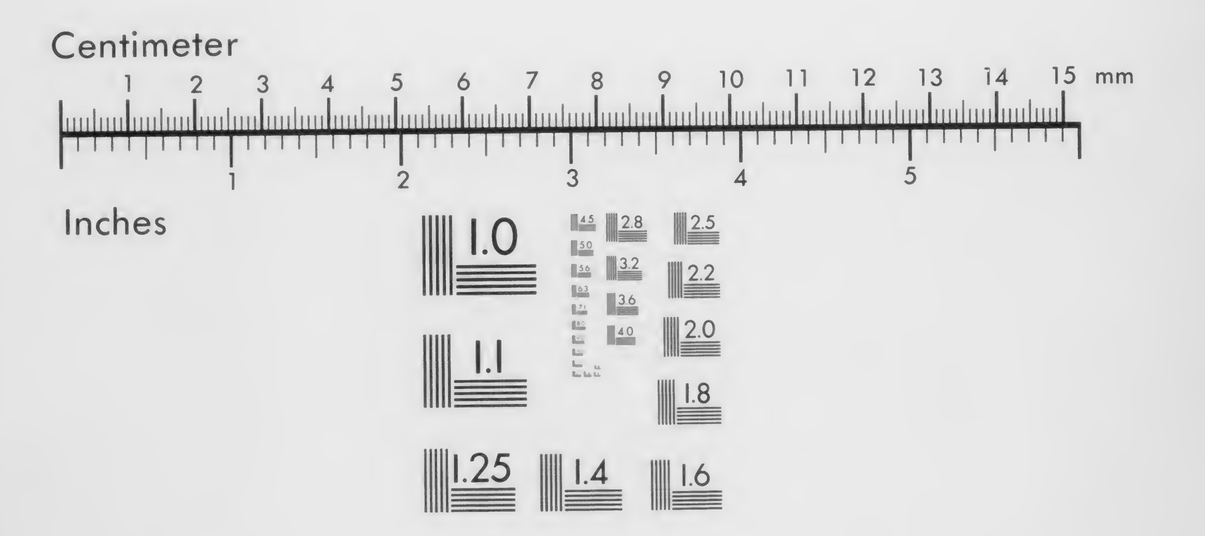



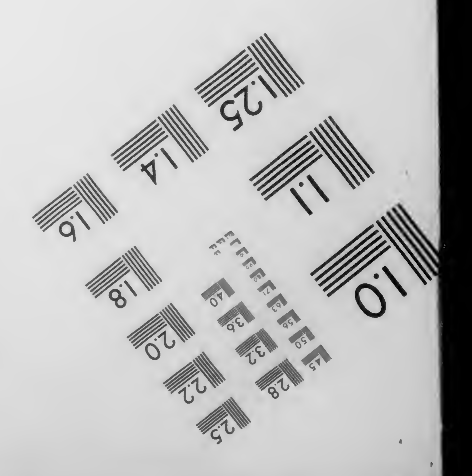
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Grundfragen christlicher Lebensgestaltung

von

Renatus Hupfeld





Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Die Sammlung will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.

Jeder Band umfaßt 124—196 Seiten [...] Teil mit zahlr. Abbildungen. Geb. je nach Umfang M. 3.— bis M. 5.— u. Teuerungszuschl. des Verlags.

Religion

Einführung in die allgemeine Religionsgeschichte Von Professor Dr. N. Söderblom

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof. Dr. M. Löhr 2. Aufl.

Sabbat und Sonntag Von Professor Dr. H. Meinhold

Einführung in das Alte Testament Von Professor Dr. M. Löhr

Die Poesie des Alten Testaments Von Professor Dr. E. König

Geschichte des Judentums Von Professor Dr. H. Meinhold

David und sein Zeitalter Von Professor Dr. B. Baentsch

Die israelitischen Propheten Von Professor Dr. W. Caspari

Das Christentum Fünf Vorträge von Geheimrat Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch

Christus Von Professor Dr. O. Holtzmann 2. Aufl.

Paulus Von Prof. Dr. R. Knopf

Das apostolische Glaubensbekenntnis Von Prof. Dr. K. Thieme

Die evangelische Kirche und ihre Reformen Von Professor Dr. F. Niebergall

Das Christentum im Weltanschauungskampfe der Gegenwart Von Prof. Dr. A. Hunzinger 3. Aufl.

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Philosophie / Pädagogik

Einleitung in die Philosophie Von Professor Dr. P. Menzer 2. Aufl.

Geschichte der Philosophie Von Professor Dr. A. Messer 3 Bde. 4. Aufl.

Philosophie der Gegenwart Von Professor Dr. A. Messer 3 Aufl.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich Von Prof. Dr. C. Wenzig 2. Aufl.

Hauptfragen der Lebensgestaltung Von Professor Dr. A. Hunzinger 2. Aufl.

Rousseau Von Geheimrat Professor L. Geiger

Immanuel Kant Von Professor Dr. E. v. Aster 2. Aufl.

Einführung in die Psychologie Von Professor Dr. H. Dyroff 4. Aufl.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen Von Professor Dr. E. Mangold 2. Aufl.

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes Von Prof. Dr. A. Bühler

Charakterbildung Von Professor Dr. Th. Elsenhans. 3. Aufl.

Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage Von Professor Dr. W. Peters

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik Von Professor Dr. W. Rein

Sprache / Literatur

Unser Deutsch Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Kluge 4. Aufl

Lautbildung Von Professor Dr. L. Sütterlin 2. Aufl.

Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 2. Aufl.

Das Märchen Von Prof. Dr. Fr. von der Leyen 2. Aufl.

Der Sagenkreis der Nibelungen Von Prof. Dr. G. Holz 3. Aufl.

Lessing Von Geh.-R. Prof. Dr. R. M. Werner † 2. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Witkowski

Das klassische Weimar Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 4. Aufl.

Einführung in Goethes Faust Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 5. Aufl.

Schweizer Dichter Von Professor Dr. A. Frey 2. Aufl.

Kunst

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl.

Das System der Ästhetik Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl.

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören Von Prof. Dr. A. Schering 3. Aufl.

Grundriß der Musikwissenschaft Von Professor Dr. phil. et mus. H. Riemann 3. Aufl.

Das Klavier und Klavierspiel Von Professor Dr. E. Schmitz

Mozart Von Prof. Dr. H. Frhr. v. d. Pfordten 2. Aufl.

Beethoven Von Prof. Dr. H. Frhr. v. d. Pfordten 3. Aufl.

Richard Wagner Von Professor Dr. E. Schmitz 2. Aufl.

Schubert und das deutsche Lied Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten 2. Aufl.

Carl Maria von Weber Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten

Robert Schumann Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten

Christliche Kunst Von Superintendent R. Bürkner

Christliche Kunst im Bilde Von Prof. Dr. G. Graf Vitzthum

Städtebaukunst Von Stadtbauinsp. Dipl.-Ing. Ehlgötz

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Deutsche Malerei seit 1870 Von Prof. Dr. W. Waetzold 2. Aufl.

Geschichte

Eiszeit u. Urgeschichte des Menschen Von Prof. Dr. J. Pohlig 3. Aufl.
Die Indogermanen Von Prof. Dr. O. Schrader 3. Aufl.
Altorientalische Kultur im Bilde Von Dr. J. Hunger und Prof. Dr. H. Lamer
Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit Von Prof. Dr. H. Winckler 2. Aufl.
Die Kultur des alten Ägypten Von Prof. Dr. Frhr. W. v. Bissing 2. Aufl.
Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. Frhr. R. v. Lichtenberg 2. Aufl.
Griechische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. H. Lamer 2. Aufl.
Vom Griechentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Vom Judentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Römische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. H. Lamer 3. Aufl.
Zur Kulturgeschichte Roms Von Geh. R. Prof. Dr. Th. Birt 3. Aufl.
Das alte Rom Sein Werden, Blühen und Vergehen Von Prof. Dr. E. Diehl 2. Aufl.
Cäsar Von Hauptm. G. Veith
Westdeutschland zur Römerzeit Von Prof. Dr. H. Dragendorff 2. Aufl.
Die germanischen Reiche der Völkerwanderung Von Prof. Dr. L. Schmidt 2. Aufl.
Grundzüge der Deutschen Altertumskunde Von Prof. Dr. H. Fischer 2. Aufl.
Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte Von Prof. Dr. O. Lauffer
Niederdeutsche Volkskunde Von Prof. Dr. O. Lauffer
Das deutsche Haus in Dorf und Stadt V. Prof. Dr. O. Lauffer
Vom Wikingerschiff zum Handelstauchboot Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel von den Anfängen bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. B. Schmeidler
Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde V. Prof. Dr. P. Herre
Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Die deutsche Revolution (1848) Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Brandenburg 2. Aufl.
Die Technik im Landkriege Von Generalleutnant A. Schwarte
Seehelden und Admirale Von Vize-Admiral H. Kirchhoff
Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. Hell 2. Aufl.
Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorff
Die Polarvölker Von Dr. H. Byhan

Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre

Einführung in d. Rechtswissenschaft Von Prof. Dr. G. Radbruch 3. Aufl.
Staat und Gesellschaft Von Professor Dr. A. Vierkandt 2. Aufl.
Grundlinien des deutschen Staatswesens V. Geh. Hofr. Dr. R. Schmidt
Staatsbürgerkunde Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Bernheim 2. Aufl.
Politik Von Professor Dr. Fr. Stier-Somlo 4. Aufl.
Unsere Gerichte und ihre Reform Von Professor Dr. W. Kisch

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Die deutsche Reichsverfassung Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn 3. Aufl.
Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. O. Spann 6. Aufl.
Soziale u. wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrh. bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. P. Mombert
Grundprobleme d. Volkswirtschaftslehre Von Prof. Dr. W. Heller
Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. W. Wygodzinski 4. Aufl.
Volkswirtschaft und Staat Von Professor Dr. E. Kindermann
Die Hauptprobleme der Sozialisierung Von Prof. Dr. A. Amonn
Die Praxis des Bank- und Börsenwesens Von Bankdirektor J. Steinberg 2. Aufl.
Die Großstadt u. ihre sozialen Probleme V. Prof. Dr. A. Weber 2. Aufl.
Die Kleinwohnung Studien z. Wohnungsfrage Von Baudirektor Prof. F. Schumacher 2. Aufl.
Der Mittelstand und seine wirtsch. Lage Von Synd. Dr. J. Wernicke
Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange 2. Aufl.
Abriß der Sozialpolitik Von Dr. L. Heyde
Fürsorgewesen Von Prof. Dr. Chr. Klumker
Soziale Säuglings- u. Jugendfürsorge V. Prof. Dr. A. Uffenheimer
Von der Hacke zum Pflug Garten u. Feld, Bauern u. Hirten in unserer Wirtschaft u. Geschichte Von Prof. Dr. Ed. Hahn 2. verb. Aufl.

Zoologie und Botanik

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Prof. Dr. F. Dahl
Der Tierkörper Seine Form und sein Bau Von Privatdozent Dr. E. Neresheimer
Licht und Leben im Tierreich Von Professor Dr. W. Stempell
Die Säugetiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. Hennings
Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Professor Dr. E. Zimmer 2. Aufl.
Das Wasservogelleben Von Studienrat Dr. A. Voigt
Das Schmarotzertum im Tierreich Von Hofr. Prof. Dr. L. v. Graff
Tier- u. Pflanzenleben des Meeres Von Prof. Dr. A. Nathansohn
Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt Von Professor Dr. F. Rosen 2. Aufl.
Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche Von Professor Dr. Giesenhagen
Pflanzengeographie Von Professor Dr. P. Graebner
Phanerogamen (Blütenpflanzen) Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. R. Muschler
Zimmer u. Balkonpflanzen V. Garteninsp. P. Dannenberg 2. Aufl.
Kryptogamen Von Professor Dr. M. Möbius
Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Professor Dr. H. Miehe 2. Aufl.
Unser Garten Von Garteninspektor Fr. Zahn

Anthropologie / Hygiene

Lebensfragen Der Stoffwechsel in d. Natur Von Prof. Dr. F. B. Ahrens
Gesundheit und Lebensklugheit Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Leute aus dem Dreisatale Roman von **Gustav Schröer.** - - - - 363 Seiten. Geheftet - - - - M. 16.—. Gebunden - - - - M. 24.— :: :: :: :: :: :; :: ::

Zwei Bauernhöfe im Hochtale und tief in den Wäldern die Gemeinde der Köhler sind der einsame Schauplatz dieser Dichtung. Ein vom Schicksal Zerschlagener findet dort Zuflucht und Heimstatt. In stillem inneren Werdegang wächst er hinein in das starke Menschentum der Bauern und Köhler, denen in der Bergeinsamkeit ein eigener tiefer Sinn des Lebens aufgegangen ist. Schröers Roman ist eine tiefbeseelte Dichtung von seltener Schönheit.

Vom Baume der Erkenntnis Von **Fritz Schumacher.** 275 Seiten. Gebunden M. 18.— :: :: :; ::

Fritz Schumacher, der große Architekt Hamburgs und derzeitige zweite Bürgermeister Kölns gehört zu unseren bedeutendsten lebenden Künstlern. In diesen geistvollen Phantasien und Satiren, die neben und aus seiner gewaltigen Berufsarbeit entstanden, läßt er uns einen Blick tun in sein reiches Innenleben. Tiefgrübelnder Ernst, abgeklärter Humor auch in der Satire, reichdichterische Phantasie klingen hier zu einer vollen Sinfonie zusammen.

Das neue Geschlecht Ein Roman v. **Johan Skjoldborg.** 256 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—

„Während ringsum in der Welt unter dem Lärm des Weltkrieges die Lebenszuversicht zusammenbrach, hat Johan Skjoldborg in seinem Neuen Geschlecht ein Werk geschaffen voll Glauben, Heiterkeit und Zukunftshoffnung. Es ist ein Bauernroman, den man geradezu ein soziales Bauernidyll nennen kann. Die skandinavische Kritik hat, um die Strömung des Romans zu kennzeichnen, an den Geist erinnert, der in Goethes Hermann und Dorothea herrscht."

Chemnitzer Tageblatt.

Schwarze Strahlen Roman von **Armin Steinart** (F. A. Loofs). 327 Seiten. Geh. M. 5.—. Gebunden M. 10.—

„Dieses neue Werk Armin Steinarts ist wie die früheren durchpulst von einer mit Inbrunst auf das Piedestal erhobenen, mit Erregung vorgetragenen Nächsten- und Menschenliebe. Selbst die Gewalt des unseligen Weibes steht im Lichte dieser kostbaren altruistischen Idee. Ein ernstes, allerdings nicht für Backfische bestimmtes Werk. Man liest das Buch mit Ergriffenheit und Spannung."

Kasseler Allgem. Ztg.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Der Wolkenschulze Von **Max Jungnickel.** In alter Fraktur geschrieben u. zweifarbig gedruckt. In gediegenem Bande M. 8.— :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

„Auch aus dieser neuesten Prosadichtung Jungnickels klingt der süße Zauber seiner reinen Lebensauffassung. Wie Jesus im Frühlingsprangen unter dem Jubel der Bewohner ins einsame Thüringer Dörfchen seinen Einzug hält, wie er mit den Bauern spricht und hungernde Hände stillt, um dann in der Christnacht von allen verlassen hinausziehen zu müssen, ist von schlichter Tragik und tief ergreifend."

Der Beobachter.

Das Glück in der Sackgasse Roman. Von **Hermann Kurz.** 326 Seiten mit Buchschmuck. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: :: :: ::

„Der Zauber geruhsamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen, altväterlichen Kleinstadtlebens heimeln uns hinter bunten Butzenscheiben und lavendelduftigen Gardinen an. Aber über allem Irdischen, Stofflichen jubiliert die reine Heiterkeit eines Dichters, der seine Augen an Spitzwegs Gemälden, seine Ohren an Mozarts Flötenchören satt trank und in der Sackgasse von Mauer zu Mauer ein Rosengewinde schlang, auf dem der schelmische Amor bis in die Kammern und Herzen glücklicher Buben und Mädchen schlüpft."

Der Tag.

Der Platz an der Sonne Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- u. Kolonialgeschichte. Von **Georg Lehfels.** 323 Seiten mit Buchschmuck. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

„In einem Roman aus der Zeit des Großen Kurfürsten wird ein interessantes Stück Geschichte entrollt, mit so strenger Anlehnung an die wirkliche Geschichte, daß das Buch wohl mehr als eine unterhaltende Lektüre ist, und doch wiederum so, daß das Historische den fesselnden Gang der Handlung nicht hemmt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen und, da er auf dem Gebiete der preußischen Marine und ihrer Geschichte Fachmann ist, auch zu belehren."

Der Tag.

Die große Woge Ein Hamburger Roman aus d. Franzosenzeit. V. **Georg Lehfels.** 281 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

„Der fesselnde Roman spielt in Hamburg, er schildert das Schicksal einer Großkaufmannsfamilie des Hauses „Senator Kellhusen". Auch in der Herausarbeitung der französischen Typen und ihres elegant schäbigen Milieus — vom ritterlichen königlichen Offizier herab bis zum Modegecken und verkommenen Spieler — zeigt der Dichter eine sichere, scharf zeichnende Hand."

Zeitschrift für Bücherfreunde.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Birt.** 2. Aufl. 318 S. m. 6 Tafeln. Gebunden M. 9.— :: :: :: :: :: :: :: :: ::

„Einer unserer besten Kenner des Altertums, Professor Birt, gibt in diesem ansprechenden Werk ‚Novellen und Legenden‘ aus der griechischen Literatur. Ein zarter Reiz jenes lyrisch gestimmten Geistes strömt aus den einzelnen Motiven heraus ... Die Geschichten sind in ihrer schlichten und doch klassischen Schönheit voller eigentümlicher Werte, die es verständlich erscheinen lassen, daß gerade in jetziger Zeit die versonnene freie Art des Altertums wieder wachgerufen wird.“

Die Post.

Von Haß und Liebe Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Birt.** 296 S. mit Buchschmuck. Gebunden M. 12.— :: :: :: :: ::

„Eine köstliche Probe dichterischer Gestaltungskraft bieten diese Erzählungen. Die Sprache ist wohl abgetönt, voll feiner Zier, aber ohne Geziertheit; die Träger der Handlung keine fadengeraden Tugendbolde, die in eckigen Bewegungen über die schwarzweiße Fläche eines Schattenspiels huschen, sondern echte Menschen, mitten in den wirbelnden Kreis eines buntfarbigen Lebens gestellt, klein in ihrem Haß, groß in ihrer Liebe.“

Der Sammler.

Die Welt um Rembrandt Geschichtliche Erzählungen aus dem großen Jahrhundert der Niederlande. Von **Walter H. Dammann.** Geh. etwa M. 24.— Geb. etwa M. 36.—

An de Costers Till Uilenspiegel gemahnt dies Buch, in dem ein Dichter den Geist einer großen Zeit, ihr Werden und Vergehen gleichsam in tausend Spiegeln einfängt. Der Dichter blickt nach den Menschen in ihrem Tun und Leiden. Er sieht sie vor der flackernden Brunst dastehen und herumlaufen, bald als verzerrte Schatten, bald grell beschienen. Starr, tobsüchtig, gebrochen, übermenschlich, angespannt, erbärmlich — oder göttlich trotzend. Könige und Bettler, Künstler und Weise, Erbgesessene und fahrendes Volk, Pfaffen und Juden, Soldaten und Dirnen ... Die Welt Rembrandts.

Vaterland / heilig Land Kriegslieder mit Notenbeilage und Buchschmuck. Von **Gustav Falke.** Geb. M. 1.80

„Echte Gustav Falkes sind diese kleinen formvollendeten Gedichte, die sein ganzes lyrisches Talent, seine starke Stimmungs- und Gefühlskraft, seine schalkhafte Heiterkeit zeigen. Lebendig und frisch quillt es uns entgegen, wie aus dem Borne des Volksliedes und einschmeichelnd wie alte Weisen klingen uns diese Verse ins Ohr.

Cölner Tageblatt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Boberbahn Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Von **Kurt Felscher.** 308 Seiten. Geb. M. 8.—

„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberkatzbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, der vom vielgewundenen Bober durchflossen wird, versetzt uns der schlesische Dichter. Es zeichnet uns des Verfassers sicherer Stift ein Bild von tiefster Wirkung. Jeder, der Freude an echter Heimatkunst hat, der seine Menschen nicht nur in der stickigen Luft des Salons zu suchen pflegt, wird an dem Buche, seinen echten Menschen und seinen prächtigen Naturschilderungen reine Freude erleben.“

Niederschlesische Zeitung.

Bernd Thormann Der Roman eines Künstlers. Von **Hanns Gobsch.** 181 Seiten. Geb. M. 14.— :: :: :: ::

Es ist ein Buch der Stille und Verinnerlichung, ein Buch, das von opferfreudiger Liebe und Künstlersehnsucht erzählt. Aber diese Stille und Abgemessenheit, die über dem Romane liegen, gleichen verhüllenden Schleiern, hinter denen ein tiefinnerer Kampf brennt. Das sehnsüchtige Ringen und Tasten eines Bildhauers nach vollendetem künstlerischen Ausdruck, nach der Gestaltung eines Meisterwerkes, das dem Künstler zur Erlösung werde und seine inbrünstigen Wünsche still mache. Eine Sehnsucht nach überwindender Stille.

Dunkel über Preußen Historischer Roman. Von **Franz Herwig.** Etwa 256 S. Geh. M. 11.—. Geb. M. 18.—

Der Roman spielt in einer Zeit, die in mancher Hinsicht an die Wilhelminische Epoche erinnert, die aber in ihrem „Sturm und Drange“ und ihrer Sehnsucht zurück zur Natur uns heute besonders nahe steht. Gespensterisch beleuchtet der alte Fritz die Szene, und der Eifer einzelner Patrioten liegt wie ein abendrötliches Licht auf ihr. Es graut schon der Tag von Jena. Im Mittelpunkt steht die Liebesgeschichte der schönen Julie von Voß und Friedrich Wilhelm II.

Das Licht der Heimat Roman. Von **August Hinrichs.** 400 Seiten. Geheftet M. 7.50. Gebunden M. 12.—

„Unsere niederdeutsche, bodenständige Dichtung, der so manches Feste und Wertvolle zu verdanken ist, hat mit diesem neuen Buche des Oldenburger Dichters August Hinrichs ein unvergleichliches, kostbares Geschenk erhalten, ein Geschenk, auf das sie stolz sein darf, und das sie hüten und wahren muß. Es ist nicht nur ein niederdeutsches, es ist ein deutsches Buch. Arbeit, Arbeit, und immer wieder deutsche Arbeit, das gibt dem Buch seinen Wert. Ein Entwicklungsroman ist diese starke Geschichte. Aber auch eine Geschichte der Mutterliebe. Darum birgt sie große Werte in sich.“

Bremer Tageblatt.

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
179

Grundfragen christlicher Lebensgestaltung

Von

lic. th. Renatus Hupfeld
Pfarrer und Privatdozent an der Universität Bonn



1922
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
179

Grundfragen christlicher Lebensgestaltung

Von

lic. th. Renatus Hupfeld
Pfarrer und Privatdozent an der Universität Bonn



1922
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig

Printed in Germany

Meinem alten Kriegsfreund

Herrn Landgerichtsrat Sello

in herzlicher Verbundenheit gewidmet

Inhaltsverzeichnis

*

Einleitung.

Das Büchlein ist erwachsen aus Vorträgen, die vor einer akademisch gebildeten Zuhörerschaft im vorletzten Winter gehalten worden sind. Es ist von Bedeutung, sich diese Entstehung zu vergegenwärtigen. Es erhebt nicht den Anspruch, neue Erkenntnisse zu erarbeiten und zu vermitteln. Es will auch nicht in die in unzähligen Büchern und Broschüren, in Zeitungsartikeln und Vorträgen sich stetig fortspinnende Erörterung mit dem Anspruch eingreifen, Abschließendes oder überhaupt besonders Bedeutsames zu sagen. Es will lediglich in möglichst allgemeinverständlicher Weise Lebensfragen, mit denen wir täglich zu tun haben, zu beantworten versuchen. Es will Menschen, die eine ernste Lebensführung erstreben, und doch in der jetzt so wirren Welt, in all der Vielstimmigkeit der Meinungen, sich nicht zurechtfinden, zur grundsätzlichen Klarheit verhelfen und gangbare Wege weisen.

Es ist nicht einfach, gerade unter den heutigen Verhältnissen den rechten Weg zu finden Wir leben in einer Zeit, in der vieles, was wir für ganz feststehend hielten, sich auflöst, in einer Zeit, in der die einfachsten, äußerlichsten sittlichen Begriffe ins Wanken geraten sind. Das öffentliche Gewissen bäumt sich nicht mehr gegen Handlungen auf, die früher allgemeiner Verurteilung verfallen wären. Daß ohne „Trinkgeld" Beamte ihre Pflicht nicht mehr tun, daß es erlaubt ist, wenn es sich um ein Geschäft handelt, jede Möglichkeit des Verdienstes auszunutzen, daß der einzige Maßstab des Handelns die Frage ist: was ist mir angenehm, was verschafft mir Genuß, daß von diesem Standpunkt aus z. B. Beschränkung der Kinderzahl oder unzuverlässige Arbeit als ganz selbstverständlich angesehen wird, das begegnet uns immerfort. Es ist erschütternd, die zunehmende Verwahrlosung unserer individuellen und sozialen Moral zu beobachten.

Man muß sich natürlich hüten, diese sittlichen Zustände allzu schwarz zu malen. Die Sittengeschichte beweist, daß der sittliche Zustand der Menschen zu allen Zeiten sehr viel zu wünschen übrig gelassen hat und daß der Eindruck, als ob es immer schlechter würde, doch auf einem Sehfehler beruht, vor allem auf dem unwillkürlichen Bestreben des Menschen, die Vergangenheit in goldenem Licht zu sehen. Aber es besteht jetzt doch gegenüber früheren Zeiten ein merkbarer Unterschied. Die öffentliche Meinung war früher einheitlicher, und demgemäß waren die aus der Umgebung z. B. auf den werdenden Menschen wirkenden Mächte eindrucksvoller: das sittliche Urteil war schärfer, das sittliche Streben wurde ganz anders in Schwingung versetzt. Wo sind jetzt die Mächte, die richtunggebend wirken können? Der Staat muß sich im wesentlichen darauf beschränken, wichtige wirtschaftliche Umordnungen zu vollziehen; als sittliche Autorität kommt er wenigstens augenblicklich kaum in Frage. Die teilweise Entchristlichung der Schule macht sie auch nicht gerade fähiger, innerlich erziehend, d. h. emporziehend zu wirken. Die Kirche, auch die katholische, hat augenblicklich auf weite Kreise unseres Volkes keinen entscheidenden Einfluß mehr. Die politischen Parteien, die heutzutage am allermeisten innerlich bestimmend auf die Menschen wirken, wagen es kaum, aus Angst, die Gefolgschaft der Massen, die sie um sich sammeln wollen, zu verlieren, etwas Innerliches von ihren Gliedern zu verlangen. Man wird die Sorge nicht los, daß auf diese Weise schließlich der sittliche Gesamtzustand unserer heutigen Menschheit ein entsetzlicher werden muß.

Vielleicht ist es gut, daß die Gegensätze in solcher Schärfe jetzt sich hüllenlos offenbaren. Draußen im Felde hat mancher die Erfahrung gemacht, daß die sittlich zerfressene Welt, die ihn umgab, ihn die inneren Werte, die ihm selbst heilig waren, um so bewußter empfinden ließ. Am Gegensatz kann man oft am allerbesten zur Klarheit über sich selbst und seine Aufgaben kommen. Ein Zeichen dafür, daß unwillkürlich in solchen Zeiten, in denen die Gegensätze sich zuspitzen, sich ein kräftiger Widerstand gegen das, was alles zerfressen will, erhebt, ist etwa die heutige Jugendbewegung, in der ein starker sittlicher Auftrieb lebendig ist. Vor allem aber muß es jetzt von der Christenheit erwartet werden, daß sie in scharfem Gegensatz gegen die sittlich zersetzenden Mächte an der sittlichen Wiedergeburt der Menschheit arbeite. Sie darf unter dem niederschmetternden Eindruck der Macht des Bösen in der Welt nicht die Hände in den Schoß legen und verzweifeln. Sie muß sich, nun der Firnis von dem immer schon bedenklichen Zustand der „christlichen" Gesellschaft abgegangen ist, ihrer Aufgabe dieser Welt gegenüber um so bewußter werden. Sie hat einen hohen Beruf. Jesus, ihr Haupt, ist in die Menschheit eingetreten, damit eine neue Menschheit werde, bestimmt von seinem Willen. An der Schaffung dieser neuen Menschheit zu arbeiten, das ist das Amt der Christenheit.

Aber will man arbeiten, dann muß man wissen, welche Ziele uns gesetzt sind. Will man wirken, muß man die Kräfte kennen, die zur Verfügung stehen. Das ist die Aufgabe, die sich dies Büchlein stellt, in großen Umrissen ein Bild christlicher Lebensgestaltung zu entwerfen. Es will beschreiben. Aber es hofft zu gleicher Zeit, daß es innerlich davon überzeugt, daß es unschätzbare Kräfte sind, die das Christentum der Welt zu ihrer Erneuerung zu geben hat.

1. Kapitel.

Die Eigentümlichkeit des sittlichen Lebens überhaupt.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, ein Bild der sittlichen Ziele, Kräfte und Aufgaben des Christen in der heutigen Welt zu geben. Man könnte das an und für sich in der Weise tun, daß man etwa im Anschluß an die Bergpredigt oder an das Vorbild Jesu unmittelbar ein solches Bild malte, und die Aufgaben schilderte, die daraus für den Christen in der heutigen Zeit erwachsen. Es würde das zweifellos den Vorzug haben, daß die Eigenart der christlichen Lebensauffassung in besonderer Kraft entwickelt werden könnte. Aber es ist doch fraglich, ob man auf diese Weise nicht schließlich zu einem falschen Bild kommen würde. Es könnte so erscheinen, als ob das, was dem Christen als Aufgabe gegeben ist, eigentlich etwas Unbegründbares und Willkürliches sei, das zu dem, was sonst der Mensch aus sich selbst heraus an sittlichen Gedanken entwickelt, in gar keinem Verhältnis stehe, das infolgedessen auch von jedem Menschen, falls es ihm nicht zusagt, ohne jede Begründung abgelehnt werden könnte.

Das Christentum selbst hat allezeit einen andern Anspruch erhoben. Es hat immer die Behauptung aufgestellt, daß erst durch die Ideale, die es in den Menschenherzen lebendig macht, durch die Kräfte, die es gibt, der Mensch als M e n s ch zu seiner letzten Vollendung kommt. Wenn einst Tertullian die menschliche Seele als eine „Christin von Natur" schilderte, so kann diese Behauptung natürlich im Blick auf die einfache Wirklichkeit als eine Verstiegenheit erscheinen: was ist doch der Mensch, selbst der Christ, gemessen am christlichen Ideal, für ein armseliges Wesen: befleckt und kraftlos, versunken in unreines Begehren und gemeine oder feine Selbstsucht. Aber ist nicht doch jenes Wort, wenn wir auf den allgemeinen Gang der Menschheitsgeschichte blicken, in

einem tieferen Sinn das Wahrste, was je über den Menschen gesagt ist? Ist nicht die Geschichte des menschlichen Geistes reich an Offenbarungen eines unerschöpflichen geistigen Lebens, an Sehnsucht nach irdischer und ewiger Liebe, an innerlichen Gemütswerten aller Art? Erhebt den Menschen nicht über alles Tierische hinaus die Tatsache, daß er Vernunftwesen ist, d. h., jene wunderbare Fähigkeit hat, Unsichtbares zu vernehmen, ewige Zusammenhänge zu ahnen, die Stimme des ewigen Gottes in sich zu hören? Der Mensch, wie er i s t, mag sehr zweifelhaften Wertes sein: durch die Karikatur hindurch sieht man trotzdem die Züge des ursprünglich Gesollten, sieht man das, was die Bibel mit dem Wort „Gottes Ebenbild" bezeichnet. Und dazu wußte sich Christus gekommen: Anfänger einer neuen Menschheit zu sein, nicht in dem Sinne, daß nun etwas ganz Neues beginnen sollte, sondern in dem Sinn, daß anstelle des verzerrten Menschen endlich wieder der ursprüngliche Gottgedanke „Mensch" zur Verwirklichung gelangt, der dem Menschen nie so verloren gegangen ist, daß er nicht in seinen besten Stunden ihn ahnend erfaßt hätte. Wohl überbietet das christliche Ideal alles sonst Gedachte und Erstrebte, aber nicht um es zu verneinen, sondern um es zu v o l l e n d e n, um die Erfüllung dessen zu bringen, was auch sonst im Menschen selbst unwillkürlich als tiefste Bestimmung, gleichsam als Weissagung, lebendig ist.

So kann denn eine Darstellung der christlichen Auffassung des sittlichen Lebens nicht an den allgemeinen in der Menschheit lebendigen sittlichen Idealen vorübergehen. Sie kann es um so weniger, als nur durch die Berücksichtigung dieser allgemeinmenschlichen sittlichen Anschauungen sich überhaupt die christlichen Gedanken z. B. über Ehe- und Erziehungsfragen, über politische und soziale Probleme dem Menschen verständlich machen lassen. Ebenso wie nur ein waches Gewissen ein innerliches Verständnis für die im Mittelpunkt des christlichen Glaubens stehende r e l i g i ö s e Wirklichkeit, für Schuld und Erlösung, für Versöhnung und Rechtfertigung, für die Heiligkeit Gottes und die Gnade Jesu Christi haben kann, wie es überhaupt allein diese Wirklichkeiten als Wirklichkeiten erleben kann, ebenso ist es auch nur dem Menschen, in dem überhaupt ein sittlicher Wille lebendig ist, gegeben, die Tiefe und Großartigkeit der christlichen L e b e n s a u f f a s s u n g erfassen zu können. Wenn dies aber so ist, so

muß der Christ selber, wenn er sich auf die ihm gegebene Aufgabe besinnt, klar sein über das, was an sittlichen Gedanken sonst in der Menschheit lebendig ist.

Worin erfassen wir das Eigentümlich-Sittliche? Welches sind die feinen Regungen unseres Inneren, in denen sich *das* erkennbar macht, was wir mit dem Wort „sittlich" bezeichnen?

Wenn wir unsere Wollungen und Strebungen ins Auge fassen, so drängt sich uns zunächst mit aller Gewalt der Eindruck auf, daß unser Wollen in weitem Umfang durch das natürliche *Triebleben* bestimmt ist. Was für eine Rolle spielt schon im Kind das einfache auf sich selbst und das eigene Wohlbefinden gerichtete Triebleben! Was es begehrt, das sucht es sich zu ertrotzen. Es ist artig, solange sein Begehren nicht mit einem anderen in Streit gerät. In dem Augenblick, wo das geschieht, wird es eigensinnig, offenbart sich der kindliche Wille als ein ganz rein auf das eigene Ich gerichteter. Bleibt das nicht in weitem Umfang immer so? Welches sind die kräftigsten Beweggründe zum Handeln? Genießenwollen, Verdienenwollen, Herrschenwollen. Selbstdurchsetzen in gewissenloser Rücksichtslosigkeit, — das ist für viele das Gesetz, unter dem ihr Handeln nach außen steht, und nach innen lassen sie sich durch das, was unmittelbare Lust erregt, bestimmen. Jeder Mensch kennt diese Mächte, kennt die *Macht* dieser Mächte. In vielen Menschen scheinen diese Gewalten allein zu herrschen.

Freilich nie tritt dieses Beherrschtwerden nackt heraus, nie finden wir diesen natürlichen Menschen in Reinkultur. Immer und überall werden wir Menschen ja gebändigt durch die Sitte und das Rechtsgesetz. In einer Welt der reinen Selbstsucht wäre Gemeinschaft unmöglich. Nun ist aber jeder Einzelne, auch als Einzelner, angewiesen auf Gemeinschaft in irgendeinem Sinn. Für sein Verdienenwollen und Herrschenwollen braucht auch der größte Egoist das *Recht*, das die Willkür des andern zum mindesten begrenzt, das sein Leben und sein Eigentum schützt. Aber damit wird er auch selbst gezwungen, sich in Zucht zu nehmen. Auch der selbstsüchtige Mensch fügt sich, wenn auch nur aus Furcht, diesen Mächten. Ebenso ist ein geordneter Verkehr z. B. der Geschlechter untereinander unmöglich, wenn Zuchtlosigkeit herrscht. So haben sich *Sitten*, d. h. Konventionsregeln gebildet, die auch der innerlich zuchtloseste Mensch befolgt, wenn auch nur, um sich nicht in der „Gesellschaft" unmöglich zu machen. Man soll diese auf Zucht und Ordnung hinwirkenden Gewalten nicht gering schätzen. Überall ist eine „feine äußerliche Zucht" von Wert. Aber am sittlichen Tatbestand ändert sie gar nichts. Wo so aus Nützlichkeitserwägungen heraus die Herzen sich bezwingen, kann doch unter der Hülle des vollendeten „anständigen" Menschen, dessen, dem man „nichts Böses nachsagen" kann, ein Selbstsüchtling stecken, der vielleicht mit hohen Idealen prunkt, aber tatsächlich in seinem Herzen eine kaum gezähmte Natürlichkeit herrschen hat.

Aber wir würden doch den Menschen karikieren, wenn wir ihn nur so zu schildern versuchten. Wir finden in uns noch eine ganze Reihe von anderen Beweggründen wirksam, die uns doch den Menschen in einem ganz anderen Lichte zeigen. Man darf nicht das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft nur so schildern, daß man die Gemeinschaft als eine Macht schildert, die den Einzelnen zur äußerlichen Einordnung in ihre Zwecke veranlaßt, weil sie die Zwecke des Einzelnen fördert. Zur *Natur* des Menschen selbst gehört vielmehr der *Trieb zur Gemeinschaft*. Es ist falsch, den Menschen nur als ein Ichwesen zu schildern, dessen natürlicher Feind dann allerdings die Gemeinschaft sein würde; er ist vielmehr von Anfang an auch Gemeinschaftswesen. Als Glied der *Familie*, als ein von Mutterliebe umgebenes und mit Liebe zu den Eltern von Natur erfülltes Wesen wacht das Kind zum Bewußtsein auf. Und so oft auch der Wille der Eltern und das Dasein der Geschwister dem aufwachsenden Kinde unbequem sein mag, im Grunde ist doch im Gehege der Familie allein das Kind froh und selig. Es kommen nachher Zeiten, in denen das Individuum sich gegen jede Bindung durch Gemeinschaften empört, aber schließlich treibt der Liebestrieb die Menschen wieder zu einander, und sie entdecken, daß allein in der *Ehe*, dieser innigsten Gemeinschaft, die es auf Erden gibt, der Mensch zur Vollendung reift. Auch sonst findet sich der Mensch auf Gedeih und Verderb in Gemeinschaftsgestaltungen hineingestellt, zu denen ihn tiefe innere natürliche Triebe hinziehen. Die Gemeinsamkeit der Sprache und der Geschichte lassen ihn den *Volksgenossen* mit besonderer Liebe umfassen, machen ihn willig, das Vater

land höher zu stellen, selbst als das eigene Leben. Die Gemeinsamkeit des Berufes und der Bildung lassen ihn sich zu enger Kameradschaftlichkeit verbunden fühlen mit den Angehörigen des gleichen Standes, der gleichen Klasse, der gleichen sozialen Gesellschaftsschicht. Seit dem Augenblick, in dem wir unter der Mutter Anleitung bewußt zu Gott sprechen lernten, umgibt uns das Walten und Wirken noch einer anderen Mutter, die für unsere Seele sorgt, der kirchlichen Gemeinschaft, in die wir, ohne es zu wollen, ganz natürlich hineinwachsen, die dem tiefsten Bedürfen unserer Seele nach Ewigkeitsluft genugtut und die in Stunden feiernder Anbetung es uns spüren läßt, daß es zu unserem Wesen gehört, mit vielen Brüdern und Schwestern gemeinsam Gott stille zu halten, damit er in uns Kräfte des Glaubens und der Liebe wirke. Dazu gibt es auch sonst noch eine Fülle von Gemeinschaftsverhältnissen, die durch Dankbarkeit oder durch Sympathie von selbst entstehen, z. B. die Pietät des Schülers gegen den Lehrer, die uns in Ehrfurcht an Meister bindet, die wir lieben und verehren müssen, oder die Freundschaft, der wir in allen Zeiten unseres Lebens die glücklichsten Stunden verdanken.

So setzt die Natur selbst aus sich heraus, von ihr gewollt und gebaut, Gemeinschaftsbildungen, die den Menschen innerlich über seinen ihm natürlichen Egoismus hinausführen. Der Mensch ist von Natur nicht nur ein Selbstsüchtling, er ist, wie schon Aristoteles entdeckt hat, ζῶον πολιτικόν, Gemeinschaftswesen. Es gibt etwas, was ihm übergeordnet ist, was ihn nicht mit äußerem Zwang, sondern aus einem inneren Muß heraus, nicht durch Sitte und äußeres Rechtsgesetz ihm aufgenötigt, sondern durch innere Beweggründe bindet. Der Mensch steht von Anfang seines Lebens an nicht als Einzelner in der Welt, sondern er steht in Gemeinschaftsverhältnissen, die ihn beanspruchen, in die er hineinwachsen muß, nicht deswegen, weil er äußerlich dazu gezwungen wird, sondern weil es ihn innerlich selbst dazu treibt.

Indem diese Welt der selbstgewollten Gemeinschaft in uns lebendig wird, treten wir aus dem Gebiet des rein natürlichen Lebens heraus in die Welt, die wir die sittliche Welt nennen. Suchen wir uns nun in dieser Welt heimisch zu machen und die Gedanken zum Bewußtsein zu bringen, in denen wir am klarsten die Eigentümlichkeit unseres sittlichen Lebens erfassen können.

Das Wort, in dem für das populäre Bewußtsein vor allem diese Welt sich zusammenfaßt, ist das Wort: Gewissen.

Das Gewissen ist das Organ unserer sittlichen Erfahrung. In ihm kommen uns unsere sittlichen Pflichten zum Bewußtsein. Mahnend und warnend begleitet es unser Handeln, still und unauffällig weist es uns Wege und hebt mahnend den Finger auf, oft aber führt es uns in innere Nöte hinein und erschüttert die Tiefen der Seele. Freilich meldet sich die Stimme des Gewissens meist zu spät. Meist erst nach der Tat, die uns entwürdigte, hören wir jene Stimme, die zu uns sagt: das hättest du nicht tun dürfen, kommt jene Scham über uns, die uns erröten läßt. Wir handelten gegen Eltern oder Geschwister lieblos, wurden heftig gegen die, gegen die wir hätten freundlich sein sollen: wir waren dabei ganz und gar befangen in der Vorstellung unseres Rechts, wir durften uns doch wohl gegen die Härte der andern wehren; nachher aber, als das böse Wort gesprochen war, wachten wir auf. „Ein andres Antlitz, eh' sie geschehn, ein anderes zeigt die vollbrachte Tat." Wir merken, daß es nicht nur ein Recht unseres Ich gibt, sondern auch eine Rücksicht auf das Du. Ganz abgesehen von den Folgen, die unser Handeln hatte, — vielleicht hatte es gar keine bösen Folgen, — wurde uns klar, daß es begreifliche, uns selber zuerst angenehme und innerlich entsprechende Handlungen geben kann, die unter einem von uns unwillkürlich angewandten höheren Maßstab verwerflich sind. Und nun können unter Umständen schwere Kämpfe von anklagenden und verurteilenden Gedanken unser Inneres durchtoben. Wir haben in der Bibel erschütternde Beispiele solcher Gewissensqualen, die nach geschehener Tat aufwachen können. Wir denken an den unstet und flüchtig durch die Welt eilenden Kain, an Davids größte Stunde, als er durch den Propheten Nathan innerlich von seinem Unrecht überführt, in Sack und Asche Buße tut, an des Petrus bitterliches Weinen, an des Judas grauenhaftes Ende. Und es ist von jeher das Thema der großen Tragödie der Menschheit gewesen, das Aufwachen des Gewissens im Menschen, der Böses tat, zu schildern. Kein Dichter hat das ergreifender getan, als Shakespeare. Wer einmal die Gespensterbilder, die Richard III. erschienen, wer Lady Macbeth, wie sie vergeblich die Hände vom vergossenen Blut sich reinigen will, wer Hamlets Weg, König und Königin durch die

Aufführung ihres Verbrechens zu überführen, auf sich hat wirken lassen, vergißt dieses Aufwachen des Gewissens nie. Was die Antike im Bild der Erynnien ausgedrückt hat, — wie hat es Goethe im „bösen Geist", der Gretchen erscheint, wie hat er es in der schlichten Kerkerszene auch für den Menschen unserer Tage faßlich gemacht, was das Gewissen uns zu sagen hat. Wir mögen noch so sehr in den Tag hineinleben, die Stunde kommt, in der wir selber Gerichtstag über uns halten müssen. Darin aber besteht die Eigentümlichkeit der Gewissensurteile, daß sie nicht nur über unsere Handlungen ergehen, sondern daß wir sie über unsere Person als Ganzes fällen müssen. Wir fühlen uns gezwungen uns zu verurteilen; in uns steckt ein Richter, der mit Unbestechlichkeit uns selber richtet und zwar mit einem umfassenden Maßstab. Das Urteil, das wir aussprechen, lautet nicht milde und weich: du hättest auch vernünftiger handeln können, das wäre zweckentsprechender gewesen. Es lautet hart und kategorisch: du hast dich schuldig gemacht vor einem höheren „Du sollst". Und du bist dafür verantwortlich; du hättest gut sein sollen, du bist böse gewesen. So bringt uns das Gewissen die unbedingte Verpflichtung zum Bewußtsein, die wir vergaßen, als wir böse handelten, die aber nun mit Flammenschrift uns in unser Wesen eingeschrieben wird.

Freilich, es könnte doch zweifelhaft sein, ob wirklich das Gewissen diesen kategorischen Charakter hat. Ist denn wirklich das, was das Gewissen mir zum Bewußtsein bringt, unbedingter Natur? Ist es denn nicht im Grunde bedingt durch die Geschichte? Wie verschieden ist im Lauf der Geschichte doch das, was Menschen als Forderung ihres Gewissens angesehen haben! In alten Zeiten war die Blutrache, diese furchtbare, auf dem Vergeltungsgedanken begründete Form ungeordneter Rechtsausübung, unmittelbar vom Gewissen gefordert. Und auch heute machen wir die Entdeckung, daß das Gewissen der Menschen in den verschiedenen Völkern, ja in den verschiedenen Zeitabschnitten unseres eigenen Lebens ganz verschiedene Forderungen stellt. Das Betrügen des Lehrers erscheint dem Schulkind oft mehr als Heldentat, denn als Unrecht, und wer wüßte nicht, daß es einerseits sehr robuste Gewissen gibt, aber andererseits auch überzarte Gewissen: welche Stufenleiter von Möglichkeiten gibt es zwischen gewissenhaften und gewissenlosen Menschen! Mit anderen Worten, das sittliche Bewußtsein hat eine Geschichte, ebenso wie alles andere in der Welt; es ist nicht richtig, die Gewissensurteile als Urteile anzusehen, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern gleich sind. Und an dem Reichtum des individuellen Lebens nimmt auch die Verschiedenartigkeit der Feinheit und Tiefe der Gewissensbildung teil. Es ist eine interessante Arbeit, sich einmal in diese Vielseitigkeit zu versenken. Für die sittliche Erziehung des Menschen ist es sehr wichtig, daß man einen Blick für die auf diesem Gebiet vor uns liegenden reichen Möglichkeiten und Wirklichkeiten hat.

Aber das alles ändert nichts an der Tatsache, daß das Gewissen da, wo es wach ist, uns ein unbedingtes Sollen zum Bewußtsein bringt. Ein Unbedingtes in dem Sinn, daß es, ganz abgesehen von der Verschiedenartigkeit dessen, woran inhaltlich die Gewissensurteile anknüpfen, uns den unbedingten Überwert einer über alles andere übergeordneten Forderung lebendig ins Herz schreibt. Man hat wohl hie und da gesagt, daß im Grunde das Gewissen doch nichts anderes sei, als die innere Stimme, die uns den Verstoß gegen die nun einmal für das Zusammenleben der Menschen zweckmäßigen äußeren konventionellen Regeln der Sitte zum Bewußtsein bringt. Das ist einfach falsch. Oft ist natürlich das, wonach sich das Gewissensurteil innerlich richtet, die Sitte. Weil Blutrache der Sitte entsprach, deswegen war sie auch eine Forderung des Gewissens. Aber wer kennt nicht Beispiele genug davon, daß sich jemand gegen die Sitte im Namen des Gewissens aufbäumt? Die Reformation war einst der Bruch eines durch die Berührung mit dem Evangelium wach gewordenen Gewissens mit der zur Sitte gewordenen Vergangenheit. Weil im Herzen des Sokrates der „Dämon" des Gewissens loderte, deshalb mußte er gegen die Götzen der Gegenwart um den Gott der Zukunft kämpfen. Es schlägt sich wohl Sittlichkeit immer wieder in Sitte nieder. Aber darin besteht der grundsätzliche Unterschied zwischen Sitte und Sittlichkeit, daß die Sitte an und für sich nichts mit dem Gewissen zu tun hat, daß der Mensch der Sitte sich nur bestimmen läßt durch die äußere Anpassung an das, was nun einmal die herrschende Gesellschaft für zweckmäßig erachtet, daß dagegen der Mensch der Sittlichkeit die inneren Stimmen hört, die ihm die innere Wertlosigkeit aller äußeren Legalität eindrücklich machen, und sich

nun, durch das Gewissen innerlich gebunden, höheren ewigen Maßstäben unterwirft, daß er Pflichten kennt, von deren Anerkennung und Erfüllung die eigene sittliche Würde abhängt, die man selbst höher als sein Leben achten muß, wenn man nicht der Selbstverachtung anheimfallen soll.

Erziehung des Menschen zur Gewissenswachheit, d a s heißt deshalb Erziehung des Menschen zur Menschenwürde. Gewissenlosen Menschen fehlt in ihrem Wesen das, was sie wirklich innerlich zu Menschen macht. Wir sind nur so lange Menschen, deren Leben einen Wert und Sinn beanspruchen kann, solange wir unser Gewissen lebendig erhalten. Auch in der christlichen Kindererziehung bleibt demgemäß die Erziehung nicht zu einem engen, aber zu einem zarten und wachen Gewissen, zur Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit des innerlichsten Wesens, der allerwichtigsten Aufgaben eine. Ein Christentum, das Schlaffheit des Gewissens dulden würde, würde das Wesen des Menschen verkrüppeln, würde der ursprünglichen Bestimmung des Menschen als Menschen ins Gesicht schlagen. Weil das Christentum aber gerade des Menschen Bestimmung zur Erfüllung und Vollendung bringen will, deshalb ist die Ausbildung des Gewissens eine der Grundvoraussetzungen christlicher Lebensgestaltung.

Im Gewissen ist nun aber gleichzeitig eine zweite für die Eigentümlichkeit des sittlichen Lebens bezeichnende Tatsache mitgesetzt. Das Gewissen ist, so sagten wir, das Organ der sittlichen Erfahrung. Das Sittliche aber kommt dem Menschen durch das Gewissen zum Bewußtsein als Pflicht, als kategorisches „Du sollst", als s i t t l i c h e s G e s e t z. Das ist das Merkwürdige des Gewissens: i m Menschen ist hier eine Macht lebendig, die doch zugleich den Menschen auf etwas hinweist, das ü b e r ihn erhaben ist, das ihm als Forderung gegenübersteht.

Das Wort „G e s e t z" wird allerdings von uns in sehr verschiedenem Sinn gebraucht. Wir sprechen auch auf dem Gebiet der Natur oder auf dem Gebiet des Rechts von Gesetzen. Überall da tun wir es, wo wir den Bestand einer gewissen Ordnung zum Ausdruck bringen wollen. Aber zwischen dem Naturgesetz und dem sittlichen Gesetz besteht doch ein tiefgreifender Unterschied. N a t u r g e s e t z e sind zusammenfassende Formeln für sich regelmäßig wiederholendes Naturgeschehen. Sie bringen Tatbestände zum Ausdruck, die wir als daseiend betrachten. Was

wir am fallenden Körper beobachten, fassen wir in Fall- und Schweregesetzen zusammen, was uns bei der Beobachtung von Naturkräften oder des Aufeinanderwirkens mechanischer Körper als regelmäßig beobachtbare Kraftübertragung auffällt, das hat die Naturwissenschaft etwa im Gesetz der Erhaltung der Kraft auf einen begrifflichen Ausdruck zu bringen gesucht. In diesem Sinne sprechen wir auch auf dem Gebiete des psychischen Lebens von Gesetzen, z. B. von Assoziationsgesetzen, wenn wir die Regelmäßigkeit des Eintritts bestimmter Vorstellungsverknüpfungen beobachten. Auf dem Gebiet des sittlichen Lebens aber bringt das Wort Gesetz nicht Tatbestände zum Ausdruck, die d a sind, es weist vielmehr hin auf etwas, was sein s o l l, was geschehen s o l l, was werden s o l l. Es verrichtet ein ähnliches Amt wie das Rechtsgesetz. Das R e c h t s gesetz will Ordnung schaffen, es schwebt ihm eine Ordnung vor, die an und für sich nicht da ist, weil des Menschen Eigenwille der Gemeinschaft widerstrebt. Der Staat sucht nun durch das Gesetz den Menschen dazu zu bringen, daß er trotzdem diese Ordnung verwirklicht. Auch das sittliche Gesetz sucht uns zu veranlassen, einen Tatbestand, der noch nicht da ist, zu verwirklichen: es weist uns hin auf eine sittliche Weltordnung, auf einen Idealzustand des Lebens, der von uns in unsern Willen aufgenommen werden soll. Aber es besteht doch zwischen dem Rechtsgesetz und dem sittlichen Gesetz ein tiefgreifender Unterschied. Dem Rechtsgesetz ist es ganz gleichgültig, mit welchen Mitteln und aus welchen Beweggründen heraus es zur Verwirklichung der Gemeinschaftsordnung, die es erzwingen will, kommt. Es arbeitet mit Drohungen und Strafen, es verlangt lediglich äußere Unterwerfung; und demgemäß ist auch der Zustand, auf den es hinaus will, nur der einer äußeren Achtung äußerer Ordnungen. Dem durch das Gewissen an den Willen des Menschen herantretenden sittlichen Gesetz aber liegt alles daran, daß der Mensch von innen heraus, eben im Gewissen überwunden, sich ihm unterwirft, daß die Gesinnung des Menschen wirklich der inneren Stimme der unbedingten Verpflichtung gehorcht. Und demgemäß ist auch der Zustand, auf den es hinaus will, der Zustand innerer Reinheit und wahrhafter Willensgemeinschaft der Menschen untereinander, ein Zustand, der nur dann „sittlichen" Wert hat, wenn er aus einem inneren Muß gewollt und verwirklicht wird.

Man hat je und dann den Versuch gemacht eine allgemeine Formel für dies sittliche Gesetz zu finden. Am bekanntesten ist die Kantsche Formel: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann". (Kr. d. pr. V. § 7.) Aber ganz abgesehen davon, daß eine solche Maxime des Handelns eben doch nicht das Herz des Sittlichen, die Gesinnung erfaßt, so ist das Ergebnis einer solchen auf Überlegungen beruhenden Moral zweifellos eine Entstellung des sittlichen Lebens überhaupt. Die Eigentümlichkeit des sittlichen Lebens besteht ja gerade darin, daß man sich, ohne daß verstandesmäßige Überlegungen uns den Weg dazu ebneten, unmittelbar innerlich an Forderungen des sittlichen Gesetzes, des Gewissens, gebunden fühlt, daß man aus einem inneren Muß, nicht aus doch immer sehr unsicheren Überlegungen heraus handelt und wirkt. Aus der durch das Gewissen in uns lebendig gemachten Auffassung unserer eignen Würde, aus den Gemeinschaften heraus, in denen wir stehen, spüren wir unmittelbar Anforderungen an uns herankommen, denen wir uns nicht entziehen können, ohne daß wir uns selbst aufgeben. Es wird vergeblich sein im Einzelnen allgemeingültig festzustellen, worin diese Forderungen bestehen. Je nach der Reife des sittlichen Bewußtseins, je nach dem geschichtlichen Ort, an dem wir stehen, je nach den persönlichen Vorbildern, die auf uns wirken, je nach den allgemeinen Mächten, die unser Innenleben beeinflussen, werden uns verschiedene, vielleicht sehr verschiedene solcher Forderungen als unmittelbar durch das sittliche Gesetz uns auferlegte Pflichten erscheinen. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns starke Wandlungen des sittlichen Bewußseins: das sittliche Gesetz ist sehr verschieden tief von den Menschen erfaßt worden. An dieser Stelle wirkt, wie wir noch sehen werden, vor allem die religiöse Geschichte der Menschheit auf die Geschichte des sittlichen Bewußtseins tief ein.

Aber wenn auch die Sache nicht so liegt, daß man das sittliche Gesetz in eine einfache, jedem einleuchtende Formel zusammenpressen kann, so ist es doch von großer Bedeutung, daß in jedem Gewissensvorgang dies sittliche Gesetz tätig ist. Wir stehen hier vor einer Tatsache, die für die Gesamtauffassung des menschlichen Wesens entscheidend ist. Wir erinnerten schon früher daran: wir haben in diesem „unbedingten Du sollst" im Menschen selber

eine von unserm Ich selbst innerlich gewollte Macht vor uns, die zugleich dem Ich fordernd gegenübertritt. Wir haben es im sittlichen Gesetz mit einer Macht zu tun, die uns veranlaßt, aus einem innerlichen Muß heraus, über uns selbst hinauszuwachsen, obwohl das uns in vieler Hinsicht schwere Pflichten auferlegt, obwohl dagegen in unserm Ich unendlich viel sich sträubt. Wir tragen in uns eine Gewalt, die es nicht zuläßt, daß wir einfach bequem nur unserer Lust folgen, daß wir das tun, was uns angenehm ist, sondern die uns in sittliche Kämpfe hineinzwingt. Aus der Tiefe unseres Lebens selbst wächst autonom das Gesetz, das uns auf eine höhere Lebensstufe erhebt, das uns darauf hinweist, daß es unsere Menschenbestimmung ist, in gewissenhaftem Gehorsam gegen die innerlich von uns gewollten Forderungen, unter deren Einfluß unser Wille steht, ein Leben zu verwirklichen, das sich weit über unser natürliches, von selbstsüchtigen Trieben bestimmtes Leben erhebt, eben das sittliche Leben. Jeder, der spürt, wie diese Macht in seinem Innern arbeitet. weiß, was davon abhängt, daß er ihr mit Ernst folgt. Stoßen wir diese Macht aus unserm Leben aus, dann wird vielleicht unser Leben glücklicher und bequemer, aber es versinkt in Nichtigkeit und Gebundenheit, — folgen wir ihr aber, dann gibt es allerdings Kampf und schwere Stunden des inneren Ringens, auch Stunden tiefer Niedergeschlagenheit, wenn sich das Wollen schwächer als das Sollen erweist, wenn das Fleisch wider den Geist streitet, aber zugleich sehen wir vor uns auch das Land winken, nach dem im Grund jeder Mensch sich in den tiefsten Augenblicken seines Lebens sehnt, das Land der sittlichen Freiheit. Denn da, wo wirklich das Gewissen im Menschen lebendig ist, wo wirklich das sittliche Gesetz Achtung findet, wächst der Mensch heraus aus der Sphäre der Gebundenheit an das Niederziehende im Ich, werden neue Kräfte entbunden, werden die Menschen zu Königen und Herren. Und das ist nun das dritte Wort, in dem sich die Eigentümlichkeit des sittlichen Lebens ausprägt, das Wort: „sittliche Freiheit".

Gemeinhin versteht man allerdings unter Freiheit auf sittlichem Gebiet etwas anderes, als was wir eben Freiheit nannten. Viele verstehen unter sittlicher Freiheit die sogenannte Wahlfreiheit. Sie meinen, es sei unmöglich, jemanden für seine Taten verantwortlich zu machen, es sei unmöglich, von Schuld zu

sprechen, wenn er nicht wirklich völlig frei wählen konnte, wenn er nicht auch anders, als er gehandelt hat, hätte handeln können; und diese Willensfreiheit sei die eigentliche Grundlage des sittlichen Lebens. Ob es wirklich Freiheit in diesem Sinne gibt, ist aber tatsächlich eine sehr umstrittene Frage. Ist denn nicht der Mensch tatsächlich in seinem Wollen durch unendlich viele Mächte bedingt und bestimmt? Wenn wir eine andere Erziehung genossen hätten, würden wir dann so sein, wie wir sind? Daß wir eine Mutter hatten, die mit ihrem Blick uns zu beherrschen verstand, daß wir unter dem Einfluß ehrwürdiger Menschen standen, die wir uns zum Vorbild nahmen, das wirkt auch heute noch in jedem sittlichen Entschluß, den wir fassen, nach, das spricht mit, wenn wir bei einer bösen Tat Scham empfinden. Die Familie, zu der wir gehören, vererbte Eigenschaften, für die wir nichts können, haben unsern Charakter mitgebildet, und aus der Tiefe des uns nun einmal gegebenen Charakters, dessen „Prägung" wir nicht allein uns selbst verdanken, kommen unsere Taten heraus. Es ist übrigens auch in gewissem Sinn ein großes Glück, daß diese oft von den Ethikern für sittlich wesentlich gehaltene Wahlfreiheit in diesem Sinn nicht existiert. Wenn der Mensch in jedem Augenblick völlig frei wäre, Gutes oder Böses zu tun, dann hätten ja alle unsere Anstrengungen, Kinder zu sittlichen Charakteren zu erziehen, gar keinen Sinn; wenn jeder Augenblick die Ergebnisse aller unserer Erziehungsversuche umwerfen könnte, dann wäre es besser, man ließe diese Sysiphusarbeit und überließe es dem Zufall, ob etwas aus uns wird oder nicht.

Allerdings, so ganz unrecht haben die doch nicht, die sich Verantwortlichkeit und Schuld nur unter Voraussetzung der Wahlfreiheit unseres Willens denken können. Gegen *die* Art des Determinismus, der aus dem Menschen ein reines Instinkt- und Triebwesen macht, der ihn hoffnungslos zum Knecht aller Reize macht, die auf ihn einstürmen, kann man sich nicht scharf genug wenden. So ist der Mensch tatsächlich nicht beschaffen. Wir vergewaltigen die Tatsachen, wenn wir ihn nur als den Schnittpunkt lauter verschiedenartiger Reize ansehen wollten, denen er widerstandslos ausgeliefert ist. Der Mensch kann sich gegen Beweggründe, die aus der Tiefe seines Trieblebens, die aus seiner Umgebung auf ihn eindringen, er kann sich gegen Versuchungen aller Art wehren. Und wenn er das bestimmte Bewußtsein hat,

daß es eine Ausrede ist, wenn er einer Versuchung erliegend, sagen würde: es ging nicht anders, wenn er das Bewußtsein hat, ich hätte auch anders gekonnt, ich hätte mich dem Bösen entziehen können, so beruht dies Wachwerden des Gewissens und Verantwortlichkeitsgefühls nicht, wie manche behaupten wollen, auf „Atavismus", d. h. auf Nachwirkungen ererbter Vorstellungen, dies Wachwerden weist uns vielmehr auf eine einfache Tatsache unseres Lebens hin, darauf nämlich, daß wir nicht reine Triebwesen sind, sondern daß es eben in uns selbst jene Welt sittlichen Sollens gibt, deren Verwirklichung uns erst wirklich zu unserer Menschenwürde kommen läßt. Ließen wir uns infolgedessen durch unser Gewissen und durch das sittliche Gesetz innerlich bestimmen, dann könnten wir frei von sinnlichen Trieben, frei von niederen Reizen sein und könnten der unbedingten Forderung gehorchen. Freilich ist unser Handeln im einzelnen immer bestimmt von Beweggründen, und diese Beweggründe wiederum sind abhängig von unserm Charakter, und auf diesen Charakter hat Vererbung, Erziehung und Umgebung einen großen Einfluß. Aber *wie* mein Charakter beschaffen ist, das ist nicht nur von diesen Umständen abhängig, sondern immer auch von uns selbst, es hängt das immer auch davon ab, ob ich mein Gewissen vernachlässigt habe, ob ich Selbstzucht geübt habe oder nicht. Deshalb ist es ein aussichtsloses Unternehmen, wenn wir den Versuch machen wollten, die Verantwortung für unsere Taten mit dem Hinweis auf unsere Bedingtheit abzulehnen. Es mag im einzelnen mein Handeln stark bedingt sein, — daß ich so bin, wie ich bin, dafür kann ich immer etwas, und wenn mein Gewissen mir zuruft: du hättest eben anders sein sollen, dann hättest du auch anders handeln können, dann hat es Recht und sagt etwas zu mir, dem ich mich nicht entziehen darf.

Aber diese Willensfreiheit, die für die Bildung eines sittlichen Charakters Voraussetzung ist, ist doch nicht das, was man im eigentlichen Sinn des Wortes *sittliche Freiheit* nennen kann. Diese Freiheit besteht ja schließlich doch nur in der *Möglichkeit*, daß wir nicht nur *einer* Art von Beweggründen zum Opfer fallen müssen, daß wir auch unter Umständen uns dem Bösen verschließen können und dem Guten gehorchen können. Kann man das aber Freiheit nennen? Erst der wäre frei, den wirklich das Gemeine nicht mehr bändigte. Freiheit im tiefsten

Sinne ist deshalb jener Zustand, den der sittlich ringende Mensch sich ersehnt, in dem der Gehorsam gegen das Sittengesetz aus einer Aufgabe, die mit dem harten „du sollst" vor uns steht, zu einem Tatbestand geworden ist, der von meinem „ich will" mit voller Kraft ergriffen wird. Das ist das Ideal des sittlichen Lebens, das als Ziel und als höchster Maßstab in jeder Regung sittlichen Lebens mitgesetzt ist, daß es dem Menschen gelinge, in Freiheit zu gehorchen. Dann wären wir erst ganz in der sittlichen Welt heimisch, wenn wir wirklich in diesem Sinn in freier Selbstverständlichkeit im Guten, im Gesetz lebten.

Es ist das unendlich Schwere unseres Lebens, daß wir uns, so stolz wir auch auf unsere Kraft sind, und so Großes wir auch auf dem Gebiet des Denkens und der Technik vermögen, auf dem sittlichen Gebiet immer wieder als unfreie und gebundene Menschen entdecken müssen. Nicht alle leiden darunter. Viele gibt es, die, nachdem sie das Vergebliche des sittlichen Ringens eingesehen haben, den Kampf aufgeben, ihr Gewissen betäuben und sich aufs Ruhebett legen. Andern ist das innerlich unmöglich. Sie begegnen einem Menschen, in dem ein anderes Leben pulsiert und sagen sich: so müßten wir eigentlich auch sein. Unser eigenes Gewissen bestätigt diese Stimme und läßt uns nicht zur Ruhe kommen. Die Sehnsucht: wäre ich doch wirklich frei, bände mich doch das Gemeine nicht mehr, frißt uns am Herzen. Indem aber diese Sehnsucht nach Freiheit in uns aufflammt, spüren wir erst, was für eine hohe und heilige Sache es um das sittliche Leben ist. Gewiß wären wir erst dann wirklich frei, wenn der Kampf hinter uns läge, wenn die Welt des „du sollst" für uns nicht mehr nur eine Welt wäre, für die wir bestimmt sind, sondern in der wir leben. Aber schon indem wir mit ernstem Bewußtsein dies Ziel ergreifen, werden wir „Wanderer zwischen zwei Welten", Wanderer ins Reich der ewigen Freiheit.

Es gilt auch für den Christen, die Sehnsucht nach dieser heiligen Freiheit in sich beständig wach zu erhalten. Ohne diese Bewegung nach vorwärts haben wir kein rechtes Leben in uns. Leben heißt in Bewegung sein, heißt auf dem Gebiet des inneren Lebens ein heiliges Land suchen, das man noch nicht hat. Es ist nur so viel sittliches Leben in uns, als Suchen nach dem Land wirklicher über alles Knechtswesen erhabener Freiheit in uns lebendig ist. Wir werden sehen, daß die Freiheit der Kinder

Gottes, zu der wir Christen kommen dürfen, diesem Sehnen genug tut. Aber wir sind doch als Kinder Gottes nie in d e m Sinn Besitzende, daß wir nicht immer wieder um unser Erbe auch kämpfen und ringen müßten. Deshalb ist es auch für den Christen wichtig, daß er in seinem Ringen mit dem Bösen in sich und um sich diesen Blick auf das Ziel sittlicher Freiheit niemals in sich ersterben läßt.

Darin besteht die Eigentümlichkeit des sittlichen Lebens, daß es uns in uns selber etwas entdecken läßt, was uns über uns hinausweist, was unserm Leben eine ewige Bewegung gibt. Aus der Tiefe des natürlichen Lebens arbeitet sich hier eine neue Welt heraus, die der Natur gegenüber selbständig ist, die sie mit ihren Maßstäben meistert. Dann erst ist der Mensch wirklich *Mensch*, wenn er diese Welt betritt.

2. Kapitel.

Der Einfluß der Religion auf das sittliche Leben.

Könnten wir uns nun nicht darauf beschränken, die aus der Beschreibung des sittlichen Lebens folgenden Forderungen für die Gestaltung unseres Lebens aufzustellen und demgemäß, ohne das Gebiet des bestimmt Christlichen zu betreten, Grundsätze einer ernsten sittlichen Lebensauffassung zu entwickeln?

In der heutigen Zeit tritt oftmals diese Versuchung an uns heran. Die Tagesforderung der religionslosen Schule, des Ersatzes des Religionsunterrichtes in der Schule durch einen Moralunterricht, die Versuche, eine religionslose ethische Kultur auch im öffentlichen Leben zu vertreten, die weit verbreitete Auffassung, daß die Pflege religiösen Lebens wohl noch eine Zeit lang eine Liebhaberei Einzelner bleiben könne, bis schließlich das religiöse Bedürfnis von selbst in der vorwärtsschreitenden Menschheit absterbe, daß aber das öffentliche Leben nur durch allgemeine ethische Forderungen bestimmt werden dürfte, — alle diese Forderungen wurzeln in der Anschauung, daß es durchaus möglich sei, Grundsätze einer ernsten sittlichen Lebensführung zu entwickeln, ohne daß man dabei auf das Christentum zu schauen brauche. Gerade hier bedarf der Christ, damit nicht die Sicherheit seiner Lebensführung getrübt wird, grundsätzlicher Klarheit. Infolgedessen können wir auch an der Frage der **Möglichkeit einer religionslosen Lebensgestaltung** nicht vorübergehen.

Wir müssen hier mit unsern Behauptungen vorsichtig sein. Wenn in der heutigen Zeit sich viele gegen eine zu enge Verknüpfung dieser beiden Größen wenden, so haben sie doch nicht so ganz unrecht. Treten uns nicht z. B. immer wieder sittlich hochstehende Persönlichkeiten entgegen, die doch von Religion keine Spur haben? Sie zeigen sich hilfsbereit und barmherzig,

treu und zuverlässig in ihrer Pflichterfüllung, edel und rein in ihren Grundsätzen. Als Vorbilder seelischer und sittlicher Größe wirken sie unter den Menschen; man möchte manchmal wünschen, daß auch in allen überzeugten Christen die gleiche Uneigennützigkeit und Opferbereitschaft lebendig wäre. Dazu kommt, daß wir tatsächlich öfters die Beobachtung machen, daß durch religiöse Beweggründe die Reinheit des sittlichen Lebens geradezu verdorben wird. Wir finden Leute, die nicht das Gute um des Guten willen tun, sondern nur deshalb, weil sie damit sich einen ewigen Lohn zu erwerben hoffen, oder sie lassen das Böse nur aus Furcht vor Höllenstrafen. Durch nichts aber wird die Stille und Schlichtheit einfacher Pflichterfüllung innerlich tiefer entstellt, als durch solche Erwägungen. Wie veräußerlicht erscheint in den Händen solcher Menschen die hehre Heiligkeit des sittlichen Lebens! Und tritt uns nicht auch bei solchen, die sich auf Gottes vergebende Gnade verlassen, oft eine Schwächung des sittlichen Ringens und Strebens entgegen? Wie leicht kommt mancher katholische Christ über „läßliche" Sünden, über Lügen und Untreue hinweg, wenn er durch eine „gute Beichte" sich Absolution verschafft hat, und auch der Abendmahlsgang so manches evangelischen Kirchenchristen hat vor allem die Bedeutung, schwere Gewissenskämpfe möglichst schnell enden zu wollen, indem man reine Bahn mit der Vergangenheit zu machen sucht. Es kann zudem gerade unter unsern heutigen Verhältnissen doch recht bedenklich erscheinen, das Sittliche mit dem Religiösen **so** eng zu verbinden, daß man, wie es manchmal geschehen ist, das sittliche Leben etwa ganz allein in der religiösen Autorität verankert, daß man es aus dem religiösen Leben ableitet. Es ist doch nun einmal in weiten Kreisen ein tiefes Mißtrauen gegen alle Religion überhaupt vorhanden. Viele sehen in ihr nur eine Traumwelt ohne Wirklichkeitsbedeutung. Der Mensch unserer Tage, zum mindesten der Mensch der vergangenen Jahrzehnte, ist so befangen in der reinen Sichtbarkeit, daß er den Sinn für die Wirklichkeit einer unsichtbaren Welt verloren hat. Ist es nicht doch bedenklich, etwas, was so stark für die Regelung sichtbarer uns unmittelbar umgebender Verhältnisse in Betracht kommen soll, wie die Welt der sittlichen Normen und Ideale, abhängig zu machen von etwas so Geistigem, Innerlichem, Unsichtbarem, wie es das religiöse Leben ist?

Man kann natürlich solchen Gedanken entgegenhalten, daß man doch schon sehr blind sein müsse, um nicht zu sehen, daß der tragische Verfall unseres sittlichen Lebens doch offenbar auf den Verfall unseres religiösen Lebens zurückgeht, daß es eben doch nur in Ausnahmefällen möglich ist, nur da nämlich, wo eine kräftige religiöse Erziehung nachwirkt, das Leben auch ohne religiösen Untergrund auf sittlicher Höhe zu erhalten, daß aber, auf die Gesamtheit gesehen, ohne Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren auch keine Ehrfurcht vor dem sittlichen Gesetz, vor der Heiligkeit der Pflicht, zu erwarten ist. Trotzdem muß man mit allen diesen Beweisführungen vorsichtig sein. Eine starke Pflege des religiösen Lebens wirkt nicht immer sittlich aufbauend. Zum mindesten ist Kirchlichkeit und Sittlichkeit durchaus nicht gleichbedeutend. Durch die ganze Religionsgeschichte zieht sich der Kampf gegen eine Frömmigkeit hindurch, die zwar Gott viele fromme Gefühle darbringt, aber am Menschen unbarmherzig vorübergeht. Wer das Gleichnis vom barmherzigen Samariter mit Aufmerksamkeit liest, wird ohne weiteres einsehen, daß man hier nicht mit allgemeinen Machtsprüchen Zusammenhänge behaupten darf, die vielleicht doch so, wie man sie behauptet, nicht bestehen. Wenn uns daran liegt, über unsere Christenaufgabe klar zu sehen, müssen wir, damit wir nicht übertriebene Ansprüche erheben, über das grundsätzliche Verhältnis dieser beiden Größen zur Klarheit zu kommen suchen.

Da ist nun zunächst einmal von großer Bedeutung sowohl für die richtige Auffassung des religiösen, wie des sittlichen Lebens, daß wir beide Größen, jede für sich, als etwas Besonderes ansehen und in dieser *Besonderheit* scharf erfassen. Religion ist etwas anderes als Sittlichkeit. Das religiöse Grundgefühl ist das heilige Erschauern vor der ewigen Majestät. Das religiöse Leben pulsiert in der Anbetung vor einer erhabenen Macht, vor der wir nichts sind. Selbst auf dem Boden der eminent sittlich gearteten biblischen Religion ist das religiöse Verhältnis nicht lediglich durch den Begriff des Gehorsams gegen einen Gott bestimmt, dessen heiliger Wille ehrfürchtig befolgt wird, sondern im Mittelpunkt der Bibel steht die Offenbarung *des* Gottes, der, alle Erweisungen menschlicher Liebe überbietend, seinem Wesen nach schenkende Gnade, persönliche des Menschen Herz beglückende Liebe ist, die nicht nur den Willen ergreifen will,

die das Denken und Fühlen des Menschen erfüllen und beseligen will. Die Heroen der Religion waren demgemäß oft ausgesprochene Antimoralisten. Sie waren sich bewußt, in ihrem religiösen Leben etwas zu besitzen, was über die Nüchternheit des reinsittlichen Lebens weit hinausragt, was allein in Worten und Gefühlen voll heiligen Überschwangs seinen entsprechenden Ausdruck gewinnen kann. Ebenso ist aber auch Sittlichkeit etwas anderes als Religion. Ebenso wie sie es nach ihrem eigentlichen Wesen mit der Erfüllung irdischer Pflichten zu tun hat, mit dem Verhältnis des Menschen zum Menschen, so findet sie ihre tiefste Begründung, wie wir gesehen haben, in sich selbst, nicht in einer willkürlichen äußeren Gesetzgebung. Die Gewissensurteile entstehen an den Gemeinschaftsverhältnissen, in denen der Mensch steht, bez. aus dem Verhältnis des Menschen zu seiner eignen Würde, zu der er sich innerlich berufen weiß; aus diesen in ihm selbst begründeten Bewegungen seines inneren Lebens heraus treten ihm die Aufgaben entgegen, die das Gewissen ihm eindringlich ins Herz schreibt und in deren Erfüllung das sittliche Leben sich verwirklicht.

Um dieser gegenseitigen Selbständigkeit willen muß sich sowohl das religiöse, als auch das sittliche Leben dagegen wehren, daß nicht eines durch das andere verunstaltet und getötet wird. Der Reichtum religiösen Lebens bleibt unausgeschöpft, wenn Religion und Moral gleichgesetzt werden. Wenn Kant die Religion als die „Vorstellung des Sittengesetzes als des Willens Gottes“ oder als „Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote“ ansehen will, so hat er damit zum mindesten nur eine halbe Wahrheit ausgesprochen. Ebenso aber kann eine folgenschwere Entstellung des *sittlichen* Lebens entstehen, wenn z. B. sogenannte religiöse Pflichten, kultische Gebräuche, Kirchengehen, religiöse Liebeswerke, mystisch-kontemplative Methoden den eigentlich-sittlichen Pflichten so vorgeordnet werden, daß die letzteren überhaupt gänzlich zurücktreten müssen. Es wohnt dem sittlichen Leben eine ewige Würde inne; unbedingte Werte tun sich in den sittlichen Forderungen kund, die nicht in zweite Linie gedrängt werden dürfen. Gerade im Namen Gottes ist oft im Lauf der Religionsgeschichte gegen die religiöse Entwertung der sittlichen Pflichten geeifert worden. Gegen die übertriebene Wertschätzung des Kultus haben die Propheten, hat später Jesus, hat,

innerhalb der christlichen Kirchengeschichte Luther Protest erhoben. Daß Witwen und Waisen nicht rechtlos würden, daß die Reichen nicht die Armen unterdrückten, daß Barmherzigkeit besser sei als Opfer, daß der stille Dienst der Magd vor Gott mehr Wert habe, als der Lebensverzicht des Mönchs, der durch selbsterwählten Gottesdienst sich die Seligkeit verdienen will, statt den schlichten Weg der sittlichen Pflicht zu gehen, das wurde von diesen Männern im Namen der Religion scharf betont. Und man kann die Reformation, die ja ihrem Wesen nach ein Protest des Evangeliums gegen ein gesetzlich verzerrtes Christentum ist, zugleich verstehen als einen Protest einer am Evangelium gewonnenen tieferen Erkenntnis des Sittlich-Guten gegen eine durch eine eudämonistische Religion verdorbene Moral. Sowohl die biblische wie die reformatorische Position hat dafür ein feines Verständnis gehabt, daß durch die Inanspruchnahme der Lohn-, Verdienst- und Fruchtbeweggründe das religiöse wie das sittliche Leben entstellt und veräußerlicht werde. Daß man rein um des Gewissens willen, rein aus Gehorsam gegen die Pflicht Gutes tun solle, daß aber auf der andern Seite für das Verhalten Gott gegenüber das kindliche Vertrauen, das sich ihm öffnet und sich von ihm Kraft zum Leben und Handeln schenken läßt, bezeichnend ist, dies beides haben Propheten und Reformatoren mit gleicher Energie behauptet. Nicht immer in begrifflicher Schärfe, aber immer in sachlicher Klarheit, haben sie die beiden Gebiete auseinandergehalten und haben die Eigenart beider Gebiete instinktiv empfunden. Und jene prachtvolle Formel Luthers: der nur sei ein guter Theologe, der Gesetz und Evangelium unterscheiden könne, bringt zum Ausdruck, daß nur eine klare Trennung beider Größen vor großer Verwirrung bewahren kann.

Trotzdem aber besteht nun doch zwischen beiden Größen eine tiefe innerliche *Verbindung*. Für den tiefer Nachdenkenden kann nämlich kaum ein Zweifel bestehen, daß trotz all des eben über die Selbständigkeit des sittlichen Lebens Gesagten im Sittlichen selbst eine Tendenz, eine *Richtung hin nach dem Religiösen* besteht. In mehrfacher Beziehung. Das sittliche Leben bedeutet gegenüber dem rein durch Beweggründe sinnlicher Art bestimmten Leben eine höhere Lebensstufe, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß nicht die verstandesmäßigen Erwägungen: was nützt mir, was ist mir angenehm, was verschafft mir Genuß und Freude, sondern ganz andere Maßstäbe, die an dem radikalen Gegensatz: gut und böse sich orientieren, maßgebend für den Menschen werden. Da tritt also dem Menschen plötzlich eine übergeordnete Macht entgegen, die ihn veranlaßt, seinem Leben eine Wendung über sich hinaus zu geben. *Woher kommt diese Macht?* Was gibt ihr ihre unentrinnbare Gewalt? Liegt nicht die Vermutung nahe, daß wir hier einer uns tatsächlich übergeordneten Macht begegnen, die allen Menschen gegenüber gleichmäßig transzendent ist, einer ewigen Macht des Guten, die den Menschen emporziehen will, die ihn selbst eben so geschaffen hat, daß er sich ihrem Ziehen, ob er will oder nicht, öffnen muß? — Das Wesen des Sittlichen besteht darin, daß es uns vor *Aufgaben* stellt, daß es als Gesetz, als Imperativ uns gegenübertritt. Darin besteht seine Herrlichkeit. Es steht immer über dem Menschen. Es stellt ihm immerfort neue Ziele. Es gibt hier nie ein Stillestehen, kein Vollkommensein oder Es-schon-ergriffen-haben. Es ist Leben im eigentlichen Sinn des Worts, denn es ist immer Bewegung nach vorwärts, immer ist ein „noch nicht" in ihm, das nach neuen Idealen den Menschen sich ausstrecken läßt. Aber unverkennbar liegt doch im Wesen des Sittlichen eine *Sehnsucht nach Erfüllung*, nach Freiheit, nach Leben *im* Leben, nach Kraft, nach einem Erreichen von Zielen, danach, daß man doch auch Fortschritte sehen möchte, daß Mächte dasein möchten, die uns das Vorwärtskommen und Reifen unseres sittlichen Charakters verbürgen. Erfahrungsgemäß endet sehr oft das sittliche Ringen, wenigstens wenn es ernst ist, in tiefer Not, in trostloser Verzweiflung, in einem Bankerott, in einem Aufgeben des Laufs um das Kleinod, falls man immer nur wieder sieht: so hoch wir auch steigen, ein neuer Gipfel liegt hinter dem alten und wir kommen nie zum Ziel. Wenn dann dem Menschen immer nur das sittliche Gesetz begegnet, immer nur als Pflicht, immer nur als unendliche Aufgabe, dann wird das Aufhören des Kampfes in unzähligen Fällen das letzte Ergebnis des sittlichen Strebens sein. Das Sittliche wird demgemäß nur dann als Aufgabe dauernd erfaßt werden, wenn es nicht auf sich selbst allein angewiesen ist, wenn es vielmehr eng verbunden ist mit Gewalten, die zur Erfüllung der sittlichen Aufgabe zu helfen imstande sind, mit einer übersittlichen Macht, die zum mindesten den endlichen

Erfolg des sittlichen Kampfes verbürgt. — Schließlich ist überhaupt die stillschweigende Voraussetzung alles sittlichen Lebens und Strebens der Glaube daran, daß die Welt als Ganzes nicht, wie es oft den Anschein hat, von Geld und Ehre und Selbstsucht regiert wird, sondern daß irgendwie das Gute die oberste Macht und den letzten Sieg in der Welt hat. Ganz gewiß soll man das Gute lieben, weil es gut ist, soll man rein um des Gewissens willen auch große Opfer bringen. Aber was für ein unfreudiges Kämpfen würde aus diesem Ringen um die höchsten Ziele werden, wenn dabei der Zweifel uns am Herzen fräße, daß doch vielleicht all dies Verzichten und Opfern, all dies sich um der eigenen sittlichen Würde willen dem Gemeinen nicht Preisgeben auf einem Irrtum beruhen könnte, darauf, daß wir eben törichterweise mehr sein wollten, als wir sein können, so daß wir also einem Phantom nachjagten. Im Grunde gehört doch zur freudigen Pflichterfüllung der Glaube daran, daß wirklich die sittlichen Werte die höchsten Werte sind, daß über allem eine Macht des Guten steht, die den letzten Sieg im großen Kampf der Weltgeschichte zwischen gut und böse hat.

Zu Ende gedachte Sittlichkeit führt deshalb doch schließlich ganz von selbst in die Welt der Religion hinein. Nicht als ob die Religion ein Postulat der Sittlichkeit wäre, nicht als ob man um des Sittlichen willen die objektive Wirklichkeit Gottes als Macht des Guten fordern müßte, so daß also Gott sozusagen ein ethischer Hilfsbegriff wäre, — die religiöse Erfahrung ruht sicherlich auch auf den Erfahrungen des Gewissens, hat aber noch viele andere Quellen —; sondern in den Regungen des sittlichen Lebens in unserm Innern ist uns tatsächlich noch mehr gegeben, werden zugleich Stimmen und Mächte, die uns über uns selbst in eine ewige Welt hineinrufen, wach. Das sittliche Leben ist deshalb falsch eingestellt, wenn es sich etwa dem religiösen Leben gegenüber verschließen würde. Es versteht sich erst in seiner eigenen tiefsten Würde ganz, wenn es sich selbst als etwas Göttliches, als Offenbarung göttlichen Lebens in menschlicher Form erfaßt. In diesem Sinne hat die populäre Ausdrucksweise, die das Gewissen als „Stimme Gottes in uns" bezeichnet, durchaus recht; und wir verstehen es zugleich, daß alle tiefe Religion die Erfüllung sittlicher Pflichten unmittelbar als Gottesdienst ansieht, daß sie das sittliche Leben selber als heiliges Land betrachtet: ich erinnere an das, was wir vorhin über die Botschaft der Propheten und Jesu sagten, die über die Ausübung kultischer Gebräuche die Erfüllung sittlicher Pflichten stellten eben in dem Sinn, daß sie darin den wahren Gottesdienst sahen.

Diese tiefe innere Verwandtschaft aber, die man noch in vielen andern Beziehungen nachweisen könnte (das würde aber in unserm Zusammenhang zu weit führen), bringt es nun mit sich, daß tatsächlich ein ganz unendlich tiefer und vertiefender Einfluß vom religiösen Leben auf das sittliche Leben ausgeübt wird, zum mindesten wenigstens da, wo die Religion selbst, wie es bei der biblischen Religion z. B. der Fall ist, sittlich geartet ist.

Als wir uns die Eigentümlichkeit des sittlichen Lebens klar machten, haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß für den Inhalt der Gewissensurteile, für das, was uns tatsächlich als sittliches Gesetz, als Inhalt der sittlichen Forderung erscheint, der geschichtliche Ort, an dem wir stehen, die Einflüsse der Erziehung, die allgemeine Weltanschauung, die Tiefen der inneren Erlebnisse und Erfahrungen, die wir gemacht haben und machen, maßgebend sind. Nichts aber wühlt so die Tiefen des menschlichen Wesens auf, nichts hat eine so ins Innerlichste gehende Wirkung, wie das religiöse Leben. Von keiner Seite her werden infolgedessen so entscheidende Einflüsse auf die Reifung unseres sittlichen Charakters ausgeübt werden können, wie von der religiösen Seite her.

Das religiöse Erlebnis, d. h. die Berührung unseres Wesens mit einer überweltlichen, heiligen, alles überragenden ewigen Macht, stellt zunächst einmal allein den Ernst unseres sittlichen Lebens wirklich sicher. Wir sprachen schon eben davon, daß die Gefahr besteht, daß je ernster jemand das sittliche Ringen nimmt, desto größer die Enttäuschung ist, wenn es doch immer bloß zu Stückwerksleistungen kommt. Die Folge dieser Enttäuschung ist in sehr vielen Fällen ein Erschlaffen des sittlichen Ideals, der Versuch, irgendwie die Sprache der sittlichen Welt unschädlich zu machen. Man kann dabei ganz radikal verfahren, indem man überhaupt das sittliche Leben als ein großes Mißverständnis, als eine Falschwertung des Menschen ansieht und statt dessen einfach erklärt, der Mensch müsse den Egoismus selbst, den Willen zum Ich und zur Macht entgegen der ihn irreführenden Stimme des

Gewissens zum eigentlich Sittlichen erklären, und jener Moral, die von ihm Unterdrückung der Selbstsucht fordere, entschlossen den Rücken zu kehren. Daß auch aus einer solchen Einstellung eine tiefe, sogar für Opfer und Askese offenstehende „Sittlichkeit" erwachsen kann, zeigt das Beispiel Nietzsches. Man kann auch sanfter verfahren und kann an die Stelle des sittlichen Rigorismus eine harmonisch geglättete Moral setzen, die in der Selbstausbildung der edlen Humanität, der nichts Menschliches fremd ist, ihr Ziel hat. Insbesondere unter dem Einfluß Goethes zieht diese Lebensanschauung heutzutage unendlich viele in ihren Kreis. Das Charakteristische ist aber in allen diesen Fällen dies, daß man dem Sittlichen deshalb, weil es als ein Unmögliches erscheint, von seiner Härte und Heiligkeit etwas abbricht, um es möglicher, menschlicher zu machen. Das sittliche Leben selbst wird damit im Grunde einem traurigen Kompromiß geopfert.

Das ist da unmöglich, wo wirklich die religiöse Erfahrung, d. h. das Berührtwerden von jener uns unbedingt bestimmenden, überweltlichen Macht den Ausschlag gibt. Da uns im Gewissen die Macht des Unbedingten nur mitten in den Erlebnissen der in lauter Relativitäten verlaufenden irdischen Welt begegnet, so wird immer die Gefahr bestehen, daß man auch die Gewissensstimme schließlich als etwas versteht, mit dem sich handeln läßt. Das wird in dem Augenblick zu einer inneren Unmöglichkeit, wo ich aus eigener persönlicher Erfahrung eine Macht kenne, die wirklich über diese ganzen irdischen Relativitäten hinausragt. Dann muß ich aufhören zu markten und abzuhandeln. Die Ehrfurcht vor der heiligen Majestät des ewigen Gottes zwingt mich dazu, es mit der sittlichen Aufgabe wirklich ernst zu nehmen, auch dann, wenn mir Schweres zugemutet wird, auch dann, wenn man der schmeichelnden Stimme, die uns auffordert, Kompromisse zu schließen, am liebsten folgen möchte.

Noch in einer andern Beziehung beeinflußt der Glaube an diese heilige, ewige Macht des Guten die Kraft des sittlichen Ringens. Wir machten uns schon oben klar, daß zu einem unverzagten sittlichen Kampf der Glaube daran gehört, daß das Gute auch wirklich das Siegende ist. Wir haben es gerade in diesen letzten Jahren erlebt, wie der Eindruck, daß es im Grunde eine Torheit sei, sich um der Gesamtheit willen Opfer aufzuerlegen, auch unter Nachteilen ehrlich zu bleiben, Not zu leiden, um dem Vaterland als Ganzem das Durchhalten zu ermöglichen, weil es ja doch ganz gleichgültig sei, was man tue, — Geld und Macht regierten die Welt —, geradezu verwüstend gewirkt hat. Sieht es denn nicht wirklich so aus, als ob das Böse und Gemeine den tatsächlichen Sieg habe?

Wo der Mensch in innerer Berührung mit einer über alles Kleinmenschliche erhabenen Macht ewigen Lichts und ewiger Heiligkeit steht, da fallen diese gewissentötenden Erwägungen wie ein Kartenhaus zusammen. Der an Gott Glaubende sieht die gemeinen Mächte, die ihn hier verführen und betrügen wollen, als irreführende Mächte einer Nebelwelt an, über der sich erst das eigentliche Reich der strahlenden Sonne erhebt. Indem er in diese Sonne hineinblickt, wehrt er jenem Gift, das ihn verderben will, bekommt er die Kraft des Ausharrens, des Bleibens auf dem Wege des Guten trotz der übermächtigen Versuchung. Wie der *Glaube an den endgültigen Sieg Gottes* eine Kraft charaktervollen Bekennens und treuen Gehorchens gewesen ist, das kann man etwa aus der Offenbarung Johannis entnehmen. Mitten in blutiger Verfolgung trotzten diese Christen dem Kaiser und den verfolgenden Juden, weil sie ihre Augen fest auf die siegende Sonne, auf den „weißen Reiter" gerichtet hielten, von dem sie wußten, daß er wiederkommen werde, so wahr er einst gekommen war. Es gilt für alles sittliche Ringen, daß es erst da den richtigen Hintergrund hat, wenn dieser Glaube, dieses Siegesbewußtsein, das Herz innerlich belebt. Was wir um uns herum sehen, kann unser Gewissen nur irre machen. Die Stimme des Gewissens bleibt allein *dem* hell und klar, der das Gute zwar *nicht* siegen *sieht*, aber *doch glaubt*, daß es das letzte Wort spricht und die Macht über alles ist.

Damit aber sind wir schon zu der Erkenntnis fortgeschritten, daß aus der religiösen Erfahrung unmittelbar auch *sittliche Kräfte* sich ergeben, die uns über den unseligen Zwiespalt zwischen Sollen und Tun hinweghelfen. Es soll wahrlich nicht behauptet werden, daß nicht auch unmittelbar im sittlichen Leben lebenweckende, schöpferische Kräfte wirksam seien, die den Menschen innerlich emporziehen und beeinflussen. Sympathie- und Liebesgefühle, die unwillkürlich innerhalb des menschlichen Gemeinschaftslebens entspringen, tiefe Eindrücke geweihter sittlicher Persönlichkeiten, die uns zur Nachahmung reizen, Regun-

gen der Dankbarkeit, aus denen heraus wir uns zur Vergeltung verpflichtet fühlen, insbesondere auch das sittliche Scham- und Ehrgefühl, das uns etwa im Kriege zu vorbehaltloser Hingabe unseres Lebens zu bringen vermochte, arbeiten in und an uns, so daß es nicht nur zu einem Sollen, sondern auch zu einem sittlichen Handeln kommt. Aber alle diese Bewegungen, die in unserm Innern ausgelöst werden, haben einen schweren Stand, wenn es sich darum handelt, daß wir nun wirklich immer und unter allen Umständen, auch dann, wenn kein Mensch es sieht, mit der sittlichen Forderung Ernst machen. Es entsteht so leicht eine Bruchstückmoral, die eben doch nicht das Ganze, Tiefste und Innerste des Lebens umfaßt und unter die sittliche Forderung stellt.

Erst der, der mit Gott in Berührung steht, bekommt die Fähigkeit, aus dieser Halbheit herauszukommen. Gott ist ja nicht nur ein abschließender Begriff, er ist ein Wille, der zu mir kommt, der mich heiligen und zu sich ziehen will. Hier kommt eine Liebe zu mir, die mich sucht, ein Licht, das mir leuchtet. Indem ich mich von diesem Willen ergreifen lasse, wird mein Wille selbst im Tiefsten gewandelt und beeinflußt. Es werden neue Wirklichkeiten und Regungen innerlichster Art in ihm geschaffen, Regungen einer Gegenliebe, die innerlich ergriffen ist von dem Wunder des Geliebtwerdens und die deshalb sich von innen heraus zum Umklammern Gottes bewegt fühlt. Und da es sich hier um ein innerliches Gebundensein an eine i m m e r gegenwärtige Macht, der man nicht ausweichen kann, handelt, so wird unser Leben im Blick auf diese Macht wirklich e i n h e i t l i c h bestimmt. Der Weg zur Kraft und Freiheit tut sich vor uns auf. Aus den Erlebnissen der erbarmenden Gnade erwächst nicht etwa, wie oft behauptet wird, Schwächung der Kraft, sondern Vertiefung der Kraft; sie trägt etwas Schöpferisches in sich.

Wer sich diese Zusammenhänge verdeutlicht, der sieht ein, welche unendliche Bedeutung das religiöse Leben für die Gestaltung unseres sittlichen Lebens hat. Es gibt ihm erst den vollen Ernst, die letzte Energie, die tiefste Kraft. Deshalb aber ist es auch von so großer Wichtigkeit, daß jetzt in dieser Zeit, in der wir vor einem Trümmerfeld sittlichen Lebens stehen, das religiöse Leben eine besondere Pflege erhält. Gerade wem es an s i t t l i c h e r Erziehung liegt, der muß auf r e l i g i ö s e Erziehung Gewicht

legen, wer es mit einer wirklichen sittlichen Neugeburt unserer Welt ernst meint, der muß an d e r Stelle anfangen, von wo aus allein ihr die tiefsten Kräfte zuwachsen können. Im letzten Grunde ist eine wirklich tiefe sittliche Lebensgestaltung nur auf religiösem Grunde möglich.

3. Kapitel.

Die Eigentümlichkeit der christlichen Auffassung des sittlichen Lebens.

Wir haben uns eben klarzumachen gesucht, was unter dem Einfluß der religiösen Erfahrung im allgemeinen aus dem sittlichen Leben wird. Wir haben dabei schon hie und da als Beispiel die biblische Religion herangezogen, aber doch so, daß wir sie nicht besonders ins Auge gefaßt haben. Wir müssen jetzt daran gehen, die Frage uns zu stellen, was aus dem sittlichen Leben unter dem Einfluß der *christlichen* Religion wird, welche Gestalt die Ziele und Aufgaben des Lebens annehmen, wenn man die christlich-religiöse Erfahrung zum Ausgangspunkt nimmt. Die Beantwortung dieser Frage gliedert sich von selbst in zwei Unterfragen: Wie erscheint dem Christen konkret die sittliche *Aufgabe*? Welchen Beitrag leistet der christliche Glaube zum Zustandekommen der sittlichen *Wirklichkeit*, zur Verwirklichung der so erkannten christlich-sittlichen Ziele und Ideale?

Man könnte denken, es sei nichts leichter zu beantworten als die Frage nach der Aufgabe, die der Christ zu erfüllen hat. Hat nicht Jesus selbst im Doppelgebot der Liebe alles zusammengefaßt, was er fordert? Wenn wir dann noch die andern Forderungen hinzunehmen, die uns sonst in seiner Predigt entgegentreten, die der Demut und Sanftmut, der Treue und Selbstverleugnung, des andächtigen Betens und des Almosengebens ohne Berechnung auf Menschenlob, — wenn man außerdem dabei noch sich das vollkommene Vorbild Christi vergegenwärtigt, hat man dann nicht ein vollständiges Bild der christlich-sittlichen Forderung?

In der Tat, so hat man seit den ersten Generationen der Christenheit häufig in der einfachsten Weise „das neue Gesetz" Christi, wie man es nannte, umschrieben und geschildert. Und in dieser Weise, als Grundlage eines neuen Gesetzes, hat insbe-

sondere die Bergpredigt mit ihren radikalen Forderungen bis in die allerneueste Zeit hinein eine ganz entscheidende Rolle für die Auffassung des christlichen Lebensideals gespielt. Man braucht nur etwa an Franz von Assisi oder an Tolstoi zu denken: beide kennen eigentlich das Christentum nur als eine Reihe von sittlichen Forderungen, die sie als unmittelbar gesetzliche Maßstäbe auf das Leben anzuwenden suchen. Sie sehen in der Bergpredigt eine Sammlung einzelner Vorschriften. Christus selbst kommt für sie, abgesehen davon, daß er dies Gesetz gegeben hat, wesentlich als Vorbild, das man nachzuahmen hat, in Betracht. In der verschiedensten Weise wirkt sich diese Auffassung der Bergpredigt aus. Franz wird durch sie zum „Armen", zum Kind Gottes, das aus der Welt herausgeht und in einem Leben der Liebe und Demut in seliger Lebensgemeinschaft mit gleichgesinnten Brüdern und Schwestern ein vollkommenes Christentum zu verwirklichen trachtet. Bei Tolstoi wird ähnlich, wie in der Reformationszeit bei den Bauern und Wiedertäufern, aus der Bergpredigt ein politisch-soziales Programm: indem er aus ihr allgemeingültige Forderungen abzuleiten sucht, wird aus der Bergpredigt das Gesetzbuch des modernen ethisch-politischen Anarchismus. Auf amerikanischem Boden hat diese gesetzliche Auffassung des Willens Jesu noch zu anderen Folgerungen geführt: bei Sheldon etwa führt sie zur Forderung nicht eines Hinausgehens aus der Welt, auch nicht eines völligen Umsturzes, sondern einer ethisch-reformatorischen Umgestaltung der Weltverhältnisse unter dem Einfluß der Frage: was würde Jesus an meiner Stelle tun.

In ganz anderer Weise hat die katholische Ethik das Christentum als neues Gesetz gewertet. Der katholischen Großkirche lag daran, ein Gesetz zu haben, das für die Massen, für das Volk als Ganzes gelten könnte. Dazu eignet sich das „Gesetz" Christi im engeren Sinn, die Bergpredigt, nicht. Mit seinen rigorosen Forderungen paßt es nicht für den menschlichen Durchschnitt. Wie sollte man auf der Grundlage des Verzichts auf allen Reichtum und alles irdische Gut wirtschaftliches Leben aufbauen können, wie sollte auf der Grundlage des Rechtsverzichts sich eine staatliche Gemeinschafts- und Rechtsordnung erheben können, wie konnte da, wo man auf allen Kult verzichtete, eine Kirche ihr Leben entfalten! Da baute die katholische Kirche eine doppelte, zweistufige

Moral auf, die alle Bedürfnisse befriedigte, eine allgemeingültige für die Durchschnittswelt, eine besonders ernste und strenge für die christliche Aristokratie, das Mönchtum. Für diese letztere wurden die „evangelischen Räte", wurden die Gedanken der Bergpredigt maßgebend. Aus dem sonstigen Leben heraus traten diejenigen, die das Gelübde der Keuschheit, der Armut, des Verzichtes auf des Lebens Lust und Schönheit sich auferlegten und sich durch ihren Gehorsam gegen das Gesetz Christi die Seligkeit verdienten. Für die Gesamtheit aber wurde ein anderes Gesetz zusammengestellt, bestehend aus den sogenannten „philosophischen" allgemein menschlichen Tugenden, wie sie die antike Ethik herausgearbeitet hatte, Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maßhalten, und aus den drei aus dem neuen Testament entnommenen „theologischen" Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, in denen sich die Christlichkeit dieses Gesetzes offenbart. Dieses System unterbaute man durch eine großartige Gesamtanschauung, durch ein fein abgewogenes und alle Interessen zur Geltung bringendes Zwecksystem. Aus dem Naturrecht, d. h. aus Erwägungen, die von der Natur des Menschen ausgehen, suchte man die Notwendigkeit der Familie, der Gesellschaft und des Staates abzuleiten; in dieser Sphäre gelten überall die Gesetze der verständigen Zweckmäßigkeit; noch heute übt die katholische Staatsethik auf die, die ein verständiges Raisonnement in allen diesen Fragen lieben, dadurch einen großen Zauber aus, daß sie auf dem Gebiet dieser Gemeinschaftsordnungen im Gefolge der stoischen Philosophie das gelten läßt, was der gesunde Menschenverstand für richtig und ratsam hält: die eben erwähnten vier philosophischen Tugenden tragen deutlich das Gepräge dieses ethischen Rationalismus an sich. Über dieser natürlichen Sphäre erhebt sich die übernatürliche des Reiches Gottes, in der die Kirche zu gebieten hat, d. h. einerseits die biblische Offenbarung mit den in ihr gegebenen Gesetzen, anderseits, wenn diese Autorität versagt, das unfehlbare Lehramt der Kirche, durch das der heilige Geist zu den Menschen aller Zeiten, je nach ihrer Art, zu sprechen vermag. Daß in allen Kollisionsfällen das Reich Gottes über das Reich der Welt erhaben ist, daß infolgedessen die Kirche hier die entscheidende sittliche Autorität ist, leuchtet ohne weiteres ein. Welche äußere Geschlossenheit hat dieses ganze System, welche Möglichkeit der Anpassung an alle sich entwickelnden Verhältnisse

ergibt sich hier dadurch, daß man in schwierigen Lagen teils das Naturrecht, teils das unfehlbare Lehramt sprechen lassen kann! Uns tritt ja in den Erlebnissen der heutigen Zeit mit genügender Deutlichkeit die fabelhafte Anpassungsfähigkeit der katholischen Kirche entgegen.

In dieser in ihrer Art großartigen Auffassung des christlichen Lebensgesetzes werden also miteinander antik-individualistische Elemente (das ist ja die Eigenart der antiken Ethik, daß sie doch nur äußerlich mit dem Begriff der Gemeinschaft arbeitet, aber im Grunde überall vom Individuum ausgeht) und christliche Elemente verbunden, wobei natürlich trotz aller Versuche, daraus ein geschlossenes System zu machen, nichts anderes herauskommen kann, als ein mixtum compositum, als eine innerlich unklare Lebensanschauung, die allen Bedürfnissen gerecht zu werden sucht, aber eben damit die klare innere Reinheit vermissen läßt.

Ist in allen diesen eben beschriebenen Auffassungen der christlichen Lebensgestaltung der Wille Jesu richtig getroffen? Insbesondere, kann man wirklich dadurch, daß man aus der Bibel einzelne gesetzliche Forderungen teils für sich, teils in Verbindung mit aus anderen Quellen genommenen zusammenstellt, die Eigentümlichkeit der christlichen Lebensauffassung zur Geltung bringen?

Wenn man in die Bergpredigt hineinsieht, könnte man wirklich denken, es bleibe uns doch gar keine andere Wahl. Jesus bringt doch seine sittlichen Forderungen dort als Auslegung des alttestamentlichen Gesetzes, also eben doch als G e s e t z. Aber wenn wir die Art, wie Jesus vorgeht, uns näher ansehen, merken wir sehr bald, daß der Wille Jesu auf etwas anderes geht. Er entwickelt nämlich sein sittliches Ideal im G e g e n s a t z zu einer g e s e t z l i c h e n Auffassung des Sittlichen, zu der kasuistischen Gesetzlichkeit des Spät-Judentums. Er hat Menschen vor sich, die es mit Gottes Geboten ernst nehmen; mit Eifer legen sie dem Volk Gottes Gesetz aus und suchen es dahin zu bringen, die Gebote bis in alle Einzelheiten hinein zu beachten. Zu dem Zweck zerlegen sie das Gebot selbst in einzelne Fälle und nun wägen sie, je nach dem Ernst des Falls, auch den Ernst der Übertretung ab und kommen so unvermerkt dazu, eine Stufenleiter der Sünden herzustellen und ebenso ein unübersichtliches Gewirr von Einzelforderungen aus dem Gebote Gottes abzuleiten. Das Endergebnis ist eine Moral, die eine unerträgliche Last auf die Ge-

müter des Volkes legt. Nur d e r nämlich kann natürlich hier das Gesetz wirklich halten, der die unübersehbare Fülle der Gebote und Verbote beherrscht. Der gewöhnliche Mensch dagegen kommt ganz in Abhängigkeit vom Schriftgelehrten. Außerdem aber wird durch diese Auffassung das Moralische ganz ins Rechtliche aufgelöst; etwas ganz Äußerliches, was sich nur in gesetzmäßigen Handlungen verwirklicht, wird aus ihm gemacht.

Demgegenüber hat Jesus das Gottesgebot als etwas aufzufassen gelehrt, das sich ganz und gar auf das H e r z bezieht. Er läßt uns erkennen, wie das Morden schon in dem Zürnen des Herzens beginnt, wie der Ehebruch bereits im begehrenden Blick seinen Ursprung hat, wie im Grunde jede Unwahrhaftigkeit schon ein Falschschwur ist, und wie Barmherzigkeit die beste Erfüllung des Gebots der Sabbatheiligung ist. Darauf geht sein ganzes Wirken, daß das Herz sich Gott ergibt, daß aus der Tiefe des Herzens heraus auch der Nächste, mag es sein, wer es will, ob Freund oder Feind, geliebt wird. Am guten Baum, der von selbst gute Früchte bringt, liegt ihm alles. Wir merken hier nichts von Kasuistik oder von Schriftgelehrtentum; Zurückführung des Willens Gottes auf ganz einfache Gesinnungsforderungen, die jedes Kind verstehen kann, liegt ihm am Herzen.

Jesus setzt damit die Richtung des alttestamentlichen Prophetismus fort. Ursprünglich war das Gesetz nicht in dem Sinn gemeint, daß es willkürliche Gottesforderungen in unübersehbarer Menge auferlegen wollte, sondern es sollte dem erwählten Volk des heiligen Gottes zeigen, was Heiligsein, wie E r , heißt. Aber immer wieder war es zu Veräußerlichungen gekommen, denen gegenüber schon die Propheten eine vertiefte Auffassung des Willens Gottes durchzusetzen suchten, denen gegenüber auch Jesus seine Gesinnungsethik in kurzen Sätzen entwickelte, denen gegenüber schließlich die Reformatoren auftreten mußten, als auch das Christentum wieder in dieselbe Entstellung zurücksank.

Es ist für die grundsätzliche Stellung zu der Frage: wie sollen wir unser Leben gestalten, wichtig, daß wir uns klarmachen, daß es sich nicht in erster Linie darum handeln kann, etwa christliche Sitten und Gebräuche zu pflegen, Gebetsitten, kirchliche Sitten in unsern Häusern und im öffentlichen Leben einzuführen, sondern vor allem darum, daß das Herz die richtige Stellung zu

Gott und dem Nächsten bekommt. Es haben auch christliche Sitten ihren Wert, ihre erziehliche Bedeutung, auch ihren Ausdruckswert, sie geben der Welt, in der sie herrschen, den Häusern etwa, ein Gepräge und dürfen deshalb nicht gering geschätzt werden, aber sie haben nicht entscheidenden Wert. Es ist von durchschlagender Bedeutung für die Behandlung aller Fragen christlicher Lebensgestaltung, sich dies klarzumachen: n u r a u s d e r T i e f e d e s G o t t i n n e r l i c h h i n g e g e b e n e n H e r z e n s kann eine L e b e n s g e s t a l t kommen, die den Namen „c h r i s t l i c h" in irgendeinem Sinn verdient.

Aber damit ist nun doch die Eigentümlichkeit der christlichen Anschauung vom sittlichen Leben noch nicht vollständig erfaßt. Vielmehr liegt Jesus nicht nur daran etwas, daß im Herzen Gehorsam herrscht gegen Gott, sondern vor allem auch daran, daß sich nun im H a n d e l n des Christen eine bestimmte W i l l e n s r i c h t u n g ausprägt. Die Forderungen aber, in denen Jesus diese Willensrichtung näher beschreibt, stellen vor eine Reihe sehr schwieriger Fragen, die wir beantworten müssen, ehe wir im einzelnen die Fragen der christlichen Lebensgestaltung besprechen können.

Die Ethik der Bergpredigt hat von jeher Christen und Nichtchristen vor sehr schwere Entscheidungen gestellt. Auf der einen Seite hat man bei ihr unmittelbar das Gefühl, vor erhabenen, reinen Forderungen von heiliger Kraft zu stehen. Aber andererseits wird man bei ihr die Frage nicht los: sind diese Forderungen denn auch irgendwie erfüllbar? Wie oft ist diese Frage jetzt in den letzten Jahren im Angesicht der Forderung der Feindesliebe laut geworden! Verlangt nicht Jesus hier eine verstiegene Unmöglichkeit? Wie soll das Rechtsleben gedeihen, wenn man von vornherein den Rechtsverzicht s o zur Lebensgrundlage macht, wie es Jesus in der Forderung tut, daß man dem Beleidiger sogar noch die andere Backe hinhalten soll, wenn er die eine schlägt! Wie kann der Staat auskommen ohne Eidschwur? Wie kann man es mit der Ehe wagen, wenn sie so ernst zu nehmen ist, wie es Jesus verlangt? Wie soll wirtschaftliches Leben möglich sein, wenn Hingabe des Eigentums die Voraussetzung des Gewinns des Reiches Gottes ist? Und wenn Jesus auch sonst die Hingabe des Lebens als das Mittel zum Lebensgewinn bezeichnet und das willige Tragen des Kreuzes als die Art, wie

man ihm nachfolgt, wird damit nicht dem ganzen Leben ein leidender Zug aufgeprägt? Ist diese Ethik nicht schwächlich, nur für Dulder geeignet, aber nicht für Männer?

Wie soll man die Forderungen Jesu verstehen? Hat Jesus etwa nur übertrieben, um durch den paradoxen Ausdruck die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen? Oder ist jene Auslegung richtig, die in der evangelischen Kirche üblich geworden ist, daß alle Forderungen der Bibel, vor allem aber die der Bergpredigt, überhaupt nicht zum Ausdruck bringen sollen: so sollst du handeln, sondern so solltest du handeln, nun erkenne in dem Spiegel dieser göttlichen Vollkommenheit, zu der du eigentlich berufen bist, deine Sünde und merke, wie unvollkommen du bist? Oder ist vielleicht das Problem, das die Bergpredigt stellt, dadurch zu lösen, daß man darauf hinweist, Jesus richte sich ja hier nur an seine Jünger, Jesus lege also nur solchen, die sich verpflichten, seine Jünger im besonderen Sinne des Wortes zu sein, seinen Willen klar, während diese Sätze für die Durchschnittswelt nicht bestimmt seien?

Es steckt wohl in allen diesen Antworten etwas Richtiges. Es war tatsächlich Jesu Art, daß er oft durch paradoxe Formulierungen die Menschen aus ihrem Schlaf aufwecken wollte. Aber er würde doch die Menschheit irregeführt haben, wenn er das auch in dem Grundgesetz seiner Gemeinde getan hätte! Ganz gewiß bleibt unter allen Umständen unser Wille hinter den Forderungen, die Jesus aufstellt, zurück. Aber nirgends läßt es doch Jesus durchblicken, daß es ihm nur darauf angekommen wäre, durch seine Forderungen Sündenerkenntnis zu erzeugen. Und wenn auch der Kreis, an den sich Jesus richtet, immer ein Kreis von Auserwählten ist, es steht doch fest, daß Jesus den Wunsch gehabt hat, daß seine Gemeinde viele umfasse und daß das Angebot des Evangeliums an alle Menschen sich richte. Deshalb muß doch die an seine Jünger gerichtete Rede innerlich so geartet sein, daß sie auch als allgemeingültiges Menschheitsgesetz denkbar wäre.

So ist denn auch der in der heutigen Zeit modern gewordene Ausweg, ein doppeltes Moralgesetz aufzustellen, eins für die öffentlichen Verhältnisse, das auf der Grundlage des Kampfes ums Dasein sich aufbaut, bei dem Gewalt und Macht, Selbstdurchsetzung und Selbsterhaltung eine entscheidende Rolle spielen,

und ein Privatmoralgesetz, das sich nach der Bergpredigt richtet, in sich unmöglich. Es ist beinahe notwendig, daß dann, wenn in der großen Welt der Kampf ums Dasein rücksichtslos tobt, und dieser Zustand als sittlich gerechtfertigt und gefordert gilt, in der Welt der kleinen sittlichen Gemeinschaften die aus dem Christentum abgeleiteten Forderungen der Hingabe und des Rechtsverzichtes in der Luft schweben, daß sie, wie Naumann in seinen „Briefen über die Religion“ es eindrücklich geschildert hat, „heimatlos“ werden. Wie soll man einem Menschen, der im öffentlichen Leben den Sieg der Gewalt gepriesen findet, zumuten, in seinen kleinen Verhältnissen sich Beschränkungen aufzuerlegen! Wird er nicht mit Notwendigkeit sagen: Mit welchem Recht soll ich mich hier beschränken? Ist das nicht nur eine List der Schwachen, die mich betrügen wollen? Ist nicht der Wille zur Macht eben deshalb, weil er das einzige, für die öffentliche Moral passende Prinzip ist, überhaupt das einzige Moralprinzip? Wenn nicht gezeigt werden kann, daß das, was Jesus sagt, einen allgemeinen, für jeden Menschen und für alle Verhältnisse bedeutsamen Sinn hat, dann ist die Bergpredigt eine Verstiegenheit, mit der man sich höchstens noch aus archäologischem Interesse beschäftigen kann.

Tatsächlich aber hat die Bergpredigt einen solchen Sinn. Wir müssen nur einmal das allen Forderungen Jesu Gemeinsame in seinem Gegensatz gegen die Ethik seiner Zeitgenossen zu erfassen suchen. Jesus richtet sich immer gegen die Vergeltungsmoral: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Er hatte Menschen vor sich, die ihr Verhalten ganz genau nach dem Verhalten der andern richteten. Wurden sie geliebt, so liebten sie, wer sie haßte, den haßten sie, wie du mir, so ich dir. Mit dem Maß, mit dem sie gemessen wurden, maßen sie die andern. So wird der Mensch zu einem Echo des andern. Dieser Art war die Moral der Pharisäer, dieser Art aber ist jede verständige Moral. Wer auf Grund rationaler Erwägungen eine Moral aufbauen will, wird es immer auf der Grundlage tun: was dir andere zugefügt haben, das vergilt ihnen. Wir haben im Krieg das Vergeltungsprinzip im großen Maßstab siegen sehen, und der Friede, den wir bekommen haben, trägt auch diese Züge an sich.

Jesus aber liegt alles daran, eine neue Welt zu schaffen, eine neue Wirklichkeit ins Leben zu rufen: er will schöpferische

Jünger haben. Bei dieser neuen Wirklichkeit handelt es sich für ihn nicht bloß um Menschen im einzelnen, um wiedergeborene Einzelseelen, sondern auch um neue öffentliche Verhältnisse, um eine auf ganz neuen Grundlagen aufgebaute Welt. Und zwar ist das der schöpferische Grundsatz, der sich durch alles hindurchzieht, was Jesus fordert, daß die Christenheit dazu berufen ist, in der Welt das Böse durch Gutes zu überwinden. Dies ist der Sinn der Forderung der Feindesliebe; sie bezieht sich nicht in erster Linie auf politische Feinde, sondern auf persönliche Beleidiger und besagt: beantworte nicht Beleidigung mit Beleidigung, sondern fange durch segnende Liebe eine neue Lebensbewegung an. So allein bist du Kind des Vaters, der auch dir nicht vergilt, sondern vergibt. Als einer, der selbst ganz allein auf Vergebung angewiesen ist, beginne durch vergebende Liebe, die du den Menschen erweisest, eine neue Lebenslinie, indem du den Feind entwaffnest und ihn zum Freunde machst. In der Welt der Lüge, die nur durch schwurähnliche Worte für die Wahrheit streiten zu können glaubt, sei ein Mensch schlichter Wahrhaftigkeit, dessen Wort man unmittelbar traut und schaffe damit eine Luft der Wahrhaftigkeit, in der die Lüge nicht mehr gedeiht. Statt daß du durch Rechtsmittel den andern verbitterst, und in seiner Schlechtigkeit lässest, suche durch Geduld den andern zu beschämen und ihn von seiner Schlechtigkeit zu erlösen. Man versteht Jesus falsch, wenn man meint, er sei überhaupt gegen jedes Schwören und gegen jede Inanspruchnahme des Rechts gewesen. Er hat selber vor dem hohen Rat Bekräftigungsformeln gebraucht, bzw. nicht zurückgewiesen, er hat selber den Beleidigern mit der Aufforderung geantwortet: beweise deine Anklage. Und demgemäß ist es auch nicht im Sinn Jesu, wenn das Wirtschaftsleben durch allgemeine persönliche Eigentumsentäußerung völlig zum Stillstand gebracht wird. Er hat nur von denen den Verzicht aufs Geld gefordert, denen es den Weg zu Gott verschloß. Aber das ist allerdings der Gedanke Jesu: damit, daß das Recht gesprochen hat, darf sich der Christ nicht begnügen. Die eigentliche Aufgabe bleibt immer, daß zwischen den Menschen und in den Menschen eine neue Gesinnung geschaffen wird. Und diese Gesinnung der Reinheit und Wahrhaftigkeit, der Höherstellung von Gott und Seele über Welt und Geld, des Überwindens des Bösen durch Vergeben und Helfen, — sie ist das Mittel, durch das auch die öffentlichen Verhältnisse eine andere Gestalt annehmen sollen. Jesus hat gewußt, daß die menschliche Bequemlichkeit immer wieder Kompromisse schließen wird; deshalb hat er seine Forderungen scharf umrissen. Wir sollen nicht zur Ruhe kommen. Es liegt in ihnen etwas Revolutionäres, etwas Wirklichkeitskritisches. Die Wirklichkeit bleibt immer unter der Forderung. Darin gerade liegt ihre Majestät und Unüberbietbarkeit. Jesus stellt die Menschen wirklich vor eine unendliche Forderung. Sie will immer Unzufriedenheit in uns schaffen. Sie will uns davor bewahren, daß wir mit glatten Lösungen zufrieden sind; wenn wir in diese Gefahr kommen, sollen wir ein böses Gewissen haben, wir sollen uns dann von neuem unter sie stellen und an ihr innerlich und äußerlich, im Kleinen und Großen, wachsen. Das wird unsere Hauptaufgabe sein, unsere heutigen Verhältnissen an Jesu Forderungen zu messen und aufzuzeigen, wo man den Hebel ansetzen muß, um neues zu gestalten, das besser seinem Sinn entspricht, als das bisher Verwirklichte.

Daraus geht dann aber schon ein drittes Merkmal hervor, das für die christliche Auffassung der sittlichen Aufgabe bezeichnend ist, der weltüberwindende und weltbezwingende Zug, der ihr eigen ist.

Zunächst freilich macht das christliche Lebensideal einen weltabgewandten Eindruck. Leidenszüge sind ihm eigen. Geduldig sich dem Bösen nicht zu widersetzen, demütig sich Gott und Menschen zu fügen, sich selbst zu erniedrigen, auf Lebensgenuß zu verzichten, in mitleidender Liebe sich unter den andern zu stellen, überhaupt überall stille, unscheinbare Wege zu gehen, wird hier gefordert. Den Menschen heutiger Zeit ist das Ausleben der eigenen Individualität, das Genießen und Auskosten des eigenen Lebens, das Einatmen alles Schönen und Lebenssteigernden, auch sinnenfreudiger Luft, Lebensideal. Demgegenüber erscheint die christliche Lebensgestaltung düster und lebensfeindlich. Und auch wenn sich in der heutigen Menschheit viele vom Individualismus abkehren und dem sozialen Gedanken huldigen, — die moderne Sozialethik ist nicht beherrscht von dem Gedanken der helfenden Barmherzigkeit, sondern der Schaffung gerechter Verhältnisse und der Weltbezwingung. Im Gegensatz dazu erscheint das christliche Lebensideal weltabgewandt.

Tatsächlich aber ist von der richtig verstandenen christlichen Lebensauffassung aus sowohl die individualistische Ichausbildungsmoral, als auch die soziale Gerechtigkeitsmoral völlig unzureichend. Wer *nur* die Ausbildung des Ich als Ziel seiner Lebensgestaltung kennt, läßt gerade den schwerst zu überwindenden Teil der Welt unüberwunden, unbewältigt stehen. Erst der hat dem Ich gegenüber die sittliche Aufgabe richtig verstanden, und zwar nach ihrer siegenden, positiven Seite hin, wer verstanden hat, daß das Ich in der *Gemeinschaft* mit dem *Du* über sich selbst hinauszuwachsen bestimmt ist in ein Leben hinein, das größer und weiter ist, als das Individuum ahnt. Selbstverleugnung und Lebenshingabe sind im Christentum nicht Selbstzweck, sondern Durchgangspunkt zu einer höheren Lebensstufe, in der etwas Größeres über den Menschen Gewalt gewinnt, in dem sich erst der eigentliche Reichtum des Lebens offenbart. Und ebenso ist es ein klägliches Ziel, nur darauf hinzuarbeiten, daß soziale Gerechtigkeit die Verhältnisse bestimmt. Gewiß müssen wir lernen, daß es die erste Forderung auch der christlichen Liebe sein muß, daß den Menschen Gerechtigkeit widerfährt; aber der christliche Liebesgedanke zielt darüber hinaus auf etwas Größeres. In einer nur gerechten Welt ist es eiskalt. Erst durch die am Feuer Christi entzündete Liebe kommt die Wärme hinein, die die Welt ertragbar macht. Mag auch — vor allem deswegen, weil das Urchristentum immer von der Voraussetzung ausgeht, daß die „Welt" im Vergehen begriffen ist — in vielen biblischen Gedanken von der Aufgabe des Christen in der Welt uns eine gewisse Gleichgültigkeit der Welt gegenüber entgegentreten, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Jesus seine Jünger zum Licht und Salz der Erde bestimmt hat, mit andern Worten, daß wir Christen dazu berufen sind, in die *Welt* hinein das neue dritte Reich, das Reich des Friedens und der Wahrhaftigkeit, der Reinheit und des Glaubens zu bauen: hier ist der Jüngerschaft Jesu eine weltbewältigende Aufgabe erster Ordnung gegeben, die nur mit jenem Radikalismus der Gesinnung und der Tat zur Vollendung gebracht werden kann, der in der Bergpredigt uns entgegentritt.

Diese drei Merkmale, die *Gott* hingegebene Gesinnung, und zwar die Gesinnung der *schöpferischen* Liebe, als einer *weltbewältigenden* und weltgestaltenden Macht, bezeichnen in aller Kürze die Eigenart der christlichen Lebensauffassung. Was aus alledem im einzelnen für die Aufgaben des Lebens folgt, davon gilt es später zu sprechen. Zunächst aber haben wir uns noch mit einer zweiten Aufgabe zu beschäftigen, nämlich mit der Frage, welche *Kraft* dem christlichen Glauben innewohnt, um aus dem Sollen ein Sein zu machen, um über den peinlichen Widerspruch zwischen der sittlichen Aufgabe, die ja nun in einem ganz besonders scharfen und heiligen Licht erscheint, und der sittlichen Wirklichkeit hinwegzuhelfen.

4. Kapitel.

Der christliche Glaube als Kraft sittlichen Handelns.

Nie ist die sittliche Forderung so ernst und tief genommen worden, wie von Jesus. Damit ist aber zugleich gegeben, daß nirgends die Spannung zwischen Sollen und Sein so tiefgreifend ist, als gerade beim Christentum. In den Vorwürfen, die den Christen gemacht werden, sie handelten ganz anders, als sie eigentlich müßten, tritt das klar heraus. Und wie häufig werden solche Vorwürfe augenblicklich gegen das Christentum erhoben! Ist es denn nicht ein Zeichen seiner Kraftlosigkeit, daß z. B. solch ein Krieg, wie der vergangene, überhaupt möglich war? Nach dem Grundsatz der Feindesliebe hätte er verhindert werden müssen. Wenn es trotzdem einen Krieg gab, so ist das also entweder ein Zeichen des Versagens der Christen, oder ein Zeichen, daß das Christentum zu viel verlangt. Geht nicht vielleicht doch überhaupt die christliche Forderung „über die Kraft"? Muß es nicht bei der kompromißlosen Durchführung des Willens Jesu entweder zur Züchtung solch furchtbarer Eiferer kommen, wie sie etwa Ibsen im „Brand" geschildert hat, oder aber überhaupt ein völliges Versagen eintreten, ein Erkennenmüssen: was Jesus verlangt, geht über unsere Fähigkeiten hinaus?

In der Tat, die von Jesus so scharf gefaßte sittliche Forderung ist in ihrer Zuspitzung geeignet, uns zum Bewußtsein zu bringen, wiefern wir selbst dem Ideal sind, das uns gesetzt ist. Um was für eine ganz neue Lebensstufe es sich wirklich beim sittlichen Leben handelt, — in vollem Maße wird uns das erst klar, wenn wir es im Lichte der Forderung und auch des Lebens Jesu selber sehen. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen einer Lebensordnung, wie sie uns an und für sich vernünftig erscheint, zwischen jenem durch einen leisen, sehr leisen Altruismus gemäßigten Egoismus, und dieser Gesinnung, die sich vorbehaltlos Gott und dem Nächsten in opfernder Liebe hingibt! Hier handelt es sich

tatsächlich um einen sich ausschließenden Gegensatz von Willensrichtungen. Auf der einen Seite steht jene Lebensart, die die ganze Welt in das Ich hineinzieht, die alles nur als Mittel des eigenen Lebens, der eigenen Lust, der eigenen Macht, der eigenen Ehre ansieht, und auf der andern Seite jene Lebensart, in der das Ich wegstrebt zu dem großen ewigen Du und zu all den kleinen anderen Du, denen als Brüdern derselben Familie, als Kindern desselben Vaters unsere ganze Liebe gehören soll. Wir finden, daß dieser Gegensatz im N. T. durch das Wortpaar Fleisch—Geist zum Ausdruck gebracht wird. Man kann ihn tatsächlich gar nicht scharf genug fassen. Auf der einen Seite steht das Fleisch, d. h. die Orientierung des ganzen Lebens am Ich, so daß des Menschen Leben von Stolz und Eitelkeit, von Ehrgeiz und Geldsucht verzehrt wird, so daß jene Menschen entstehen, die nie unrecht haben können, weil sie nur sich selbst kennen, die durch Kleinlichkeit ihre Umgebung zur Verzweiflung bringen, weil alles sich nach ihnen richten muß, die nach außen hin scharfe Richter sind und mit Selbstgerechtigkeit den Vergeltungsmaßstab trefflich zu handhaben wissen, in ihnen aber sitzt ein hartes und trotziges Herz, das jeden, der es kennen lernt, in Eiseskälte erstarren läßt —; auf der andern Seite der „Geist", d. h. die Orientierung des ganzen Lebens an dem Einen, der größer ist als unser Ich, an Gott, und deswegen das Bestimmtwerden des Menschen nur durch den einen Grundsatz, nicht sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, nicht sich leben zu wollen, sondern sich hingeben zu wollen, nicht dieses Lebens Schmuck zu suchen, sondern des ewigen Lebens Gewinn, kurzum dies Leben, wie wir es nur an einer Person in Vollkommenheit schauen, an der Person Jesu selbst.

Es ist sehr wichtig, daß man diesen Gegensatz scharf und bis zum letzten auf sich wirken läßt. So allein erkennt man, daß das Böse nicht darin besteht, daß wir in einzelnen Handlungen fehlen, sondern es wächst aus einem tiefen sündigen Urgrund heraus, aus dieser Ich-Gesinnung, die nun einmal von Natur uns immer wieder gefangen nehmen will. Es steht der geistbestimmten Gesinnung, zu der wir Christen berufen sind, die tatsächliche Ich-Bestimmtheit gegenüber, die wir als Christen mit dem Wort „Erbsünde" bezeichnen, nicht um damit, wie manche fälschlich denken, entschuldigend zu sagen, daß wir unsere Sünde auf dem

Wege der Vererbung bekommen, sondern um das tragische Schicksal zu bezeichnen, daß wir alle von Natur Teilhaber eines schweren Menschheitselends sind, das uns den Weg zu unserm Ideal nur schwer finden läßt. Kein Mensch empfindet stärker die Tiefe des Gegensatzes zwischen Sollen und Sein als der Christ, der im Besitz der denkbar spitzesten Maßstäbe ist, der das denkbar geschärfteste Gewissen hat, der deshalb unter der Schwere der menschlichen Ohnmacht und Knechtschaft mit aller Gewalt leidet.

Führt keine Brücke hinüber über diese Kluft? Oder sollte es doch so sein, daß nur deshalb Jesus so scharf uns unser Ziel zeigt, um uns zu einer um so bewußteren Sündenerkenntnis zu führen, um uns zu demütigen und von dem Gedanken zu befreien, als ob es überhaupt möglich wäre, den Willen Gottes zu tun? So kann es doch nicht sein. Warum hätte denn sonst Jesus immer die Jünger zur Tat aufgerufen, oder an dem Tun des Willens Gottes ihren Wert gemessen?

Tatsächlich ist es auch nicht so. Vielmehr ist das Bezeichnende am Christentum gerade dies, daß es hier nicht im Gegensatz hängen bleibt, daß es nicht nur eine Bußpredigt zu halten weiß, daß es nicht nur von einem „Du sollst" zu reden weiß, sondern den Weg zu einem „Ich will" und „Ich kann" hinüberweist, daß es nicht bloß sagt: du mußt gute Werke tun, sondern auch zeigen kann, w i e man das macht. Der erst hat die volle Eigentümlichkeit der christlichen Auffassung des sittlichen Lebens erfaßt, der diese Zusammenhänge überschaut.

Freilich der Weg vom Sollen zum Sein sieht ganz anders aus, als der Mensch ihn sich gewöhnlich denkt. Wenn man z. B. die Pädagogen fragt: wie kommt es dazu, daß das Sittliche nicht bloß Idee bleibt, sondern Wirklichkeit wird, dann antworten sie häufig: der Gehorsam gegen das sittliche Gebot muß dem Menschen allmählich angewöhnt werden; indem der Mensch schon als Kind sich gewöhnt, zu gehorchen, bekommt er allmählich die Fähigkeit, sich dem Bösen zu entziehen und das Gute zu tun. Ganz gewiß: Gewöhnung ist eine gute Amme. Aber es bleibt doch ein Rätsel, wie die Gesinnung sich durch einzelne Entschlüsse wandeln soll. Wenn allen Handlungen und Entschlüssen eine bestimmt geartete Gesinnung zugrunde liegt, so ist es doch einfach unmöglich, daß durch Entschlüsse, die an der ganzen Unvoll-

kommenheit der gegebenen, also der ichsüchtigen Gesinnung selber teilnehmen, der Mensch allmählich gut werden könnte. Ehe nicht der Baum gut ist, kann er nicht gute Früchte bringen. Man kann einen schlechten Baum nicht dadurch, daß man ihm sagt: bringe doch gute Früchte, dazu veranlassen, es zu tun. Man muß ihn pfropfen, dann bringt er sie von selbst. Nur eine Umstellung von innen heraus kann ein neues Sein erzeugen, aus dem ein neues Tun herauswächst. Ohne eine solche innere Umstellung bleibt alles Arbeiten umsonst. Durch irgendein Ereignis muß an die Stelle des I c h als Mittelpunkt unseres Seins ein a n d e r e r Mittelpunkt treten; ein anderes Sein, das größer ist als wir, muß uns das Herz abgewinnen, sonst kann es nie dazu kommen, daß wir der sittlichen Forderung genügen. Der Schwerpunkt unseres Lebens muß sich verschieben, eine neue Welt muß uns aufgehen, die uns selbst uns vergessen läßt, im Verkehr mit dem Ewigen muß uns Gott in die Gewalt bekommen; dann allein kann aus dem neuen Leben, das uns damit aufgeht, auch ein neues Wirken und Schaffen entstehen, das der Neuheit des Lebensgrundes Ausdruck gibt. Wenn ich damit, daß ich G o t t begegne, es spüre, wie unwichtig, klein und armselig im Grunde auch das gespreizteste und „bedeutendste" Ich ist, wenn uns da die Unendlichkeit der Gotteswelt aufgeht und wir im Verkehr mit Gott merken, dieser ewige Gott will trotzdem mit uns in Gemeinschaft stehen, dann entsteht eine neue Willensgestalt, dann wird der Baum gut, auf dem nun die guten Früchte wachsen können.

Das Christentum bringt diesen Tatbestand in der verschiedenartigsten Weise zum Ausdruck. Der ethische Grundbegriff des Christentums ist der Begriff der Bekehrung oder besser der W i e d e r g e b u r t. Die sittlichen Anschauungen, die sich die Tragweite des Gegensatzes zwischen Sollen und Sein verbergen, wissen mit diesem Begriff nichts anzufangen; für sie ist er ein „mystischer" Begriff. Aber wer im Angesicht der sittlichen Forderung Jesu entdeckt hat, daß der Gegensatz zwischen gut und böse in der Tiefe der gegensätzlichen Willensrichtungen wurzelt, dem ist es klar, daß nur durch eine völlige Neuwerdung, durch die schöpferische Setzung eines Neuanfangs im Menschen d a s Sein entstehen kann, das gute Taten aus sich heraus setzt. Und ebenso ist ihm klar, daß nur dadurch dieses neue Sein entstehen kann,

daß anstelle der selbstsüchtigen Ich-Gesinnung des vom „Fleisch" Bestimmtseins Gottes Wesen selbst, sein heiliger „Geist" im Menschen lebendig wird. Nur, wo der Geist des Menschen nicht von der natürlichen Unheiligkeit beherrscht ist, sondern wo er ganz und gar von Gottes heiligem Geist, von der Gesinnung, die in Jesus Christus lebendig war, erfüllt ist, ist ein Leben im Guten möglich. Damit ist aber gegeben, daß wir uns den Weg zum sittlichen Sein nicht durch unser menschliches Tun öffnen können. Nicht dadurch können wir das, daß wir selber Werke häufen, daß wir uns anstrengen; sondern zuerst einmal müssen wir uns Gott gegenüber empfänglich verhalten, müssen wir in uns ein neues Sein entstehen lassen dadurch, daß wir seinem Willen uns öffnen, daß wir seinem Schaffen uns glaubend und vertrauend aussetzen. Die uns von Natur zur Verfügung stehenden Kräfte und Fähigkeiten reichen nicht weit, mit ihnen kommt es immer bloß zu einem Stümperwerk. Aber dann, wenn im Verkehr mit Gott unter den Strahlen seiner Sonne im Menschen ein neues Leben entsteht, kann dieses Leben sich auch in guten Früchten äußern. Indem der Glaube, im Sinne des Sichöffnens für Gottes Wesen genommen, Gott auf sich wirken läßt, wird aus ihm jenes „kräftig und schäftig Ding", von dem Luther so gewaltig zu reden wußte.

Das aber ist nun eine sehr wichtige und anziehende Aufgabe, sich diesen Prozeß, diesen inneren Zusammenhang auch im einzelnen deutlich zu machen. Denn es ist für jeden von Bedeutung, es sich zum Bewußtsein zu bringen, was denn nun eigentlich so wirksam am christlichen Glauben ist. Vielleicht von keiner Seite aus kann uns die schöpferische Kraft wirklich lebendigen Glaubens so eindrücklich werden, als wenn wir diesen Zusammenhang zwischen glaubendem Aufnehmen und liebendem Tun überschauen und überdenken.

In der heutigen Zeit ist man gewohnt, dem sittlichen Vorbilde Jesu eine starke schöpferische Kraft zuzumessen. Man schildert die Verwirklichung des göttlichen Willens, wie sie in Jesus geschichtlich vor uns steht, und hofft, daß die anziehende Gewalt des Beispiels Jesu nun auf die Menschen, die unter diese Gewalt treten, einen zur Nachfolge reizenden Eindruck machen würde. Zweifellos liegt ganz allgemein in Beispiel und Vorbild eine starke sittliche Kraft. Wir machen oft im Verkehr der Menschen untereinander die Erfahrung, daß ein sittlich reiner Mensch einen ganzen Kreis mit sich fortreißen kann. Die sittliche Erziehung in der Familie beruht zum großen Teil auf der Wirkung des Beispiels und des Vorbildes. Was kann eine fromme Mutter, ein in sittlicher Zucht lebender Vater, ein gewissenhafter Bruder für Kinder und Geschwister, was die ehrfürchtige Gestalt eines Erziehers, eines Lehrers oder eines Pfarrers für die heranwachsende Jugend für eine Bedeutung haben! Und dementsprechend wohnt natürlich auch dem Vorbild des Einen, der in die Menschheitsgeschichte als Sündlos-Vollkommener hineingestellt ist, eine zwingende und fortreißende Gewalt inne. Wir sollen sie nicht unterschätzen. Aber man darf sie auch nicht überschätzen. Moralbeispiele teilen doch in weitem Umfange das Schicksal der Moralpredigten, daß sie uns nicht über das wirkliche Elend unseres inneren Versagens hinwegbringen können. Im Gegenteil, dem tiefer Empfindenden machen sie erst recht das innere Versagen klar. Und wenn von jeher das Bild Jesu als Bußpredigt gewirkt hat, so ist das nicht unbegründet. Es kann nicht anders sein: da, wo in solcher Vollendung die Forderung Gottes Wirklichkeit wird, kann das Ergebnis beim Menschen nur das Gefühl sein: bis dahin werde ich es nie bringen, mit anderen Worten, es kann nur der moralische Bankrott, das Bewußtsein: es geht über meine Kraft, herauskommen.

Tiefere Erlebnisse sind nötig, um über die innere Spannung hinwegzubringen, Erlebnisse, in denen uns wirklich eine neue Welt aufgeht. Wir haben schon einige Male darauf hingewiesen, daß für die Reifung des sittlichen Urteils die Erfahrungen maßgebend sind, die der Mensch an dem Ort, an dem er lebt, unter den geschichtlichen Einflüssen, unter denen er steht, macht, und wir hatten in jenem Zusammenhange darauf aufmerksam gemacht, daß nichts mehr imstande ist, den Menschen innerlich zu beeinflussen, als die tiefsten Erlebnisse, die es gibt, als das Berührtwerden von der Macht des ewigen Gottes. Aber diese Einwirkung ist nicht nur für das sittliche Urteil, sondern vor allem auch für das sittliche Vermögen, für die Entstehung sittlicher Kraft maßgebend. Diese Einwirkung in ihrer vernichtenden, aber zugleich aufrichtenden Gewalt, sie allein hat etwas so Revolutionierendes, daß ganz neue Beweggründe mächtig werden und neue Willensbewegungen entstehen. Wenn

Gott mit dem Menschen innerlich zusammentrifft, so kann es gar nicht anders sein, als daß dieses Zusammentreffen zunächst einmal für den Menschen ein Gericht bedeutet. Denn wo Geist auf Fleisch trifft, kann es nur zu den schwersten inneren Erschütterungen kommen. Aber wenn uns, wie es im christlichen Glauben der Fall ist, Gott durch Jesus Christus als der Barmherzige, als der dennoch Erbarmende begegnet, dann geht dem Sünder in der Sündenvergebung, in der Gnade, die den Menschen an sein Herz nimmt, ein neues Leben auf. Hier kommt ein Wille an ihn heran, der ihm eine neue Zukunft aufschließt. Von diesem Erleben der vergebenden Gnade Gottes gehen nun die tiefsten Einwirkungen auf die Bildung sittlicher Kraft aus. Hier tritt dem Menschen eine Wirklichkeit entgegen, die sich schlechterdings nicht aus der menschlichen Vernunft ableiten läßt, die mit der ganzen Gewalt einer irrationalen Tatsache mitten in der Weltgeschichte steht, aber so, daß von diesem Mittelpunkt aus nun die weitreichendsten Auswirkungen ausgehen.

Oft ist die sündenvergebende Gnade Gottes schon mißverstanden worden. Die Menschen haben in der ihnen eigentümlichen Art, alles in ihre Ichsucht hineinzuziehen, auch aus der Sündenvergebung etwas zu machen versucht, was den Interessen des Ich dienen soll; sie haben eine Sicherung gegen das Gewissen aus ihr gemacht, sie kommen mit der Frage an sie heran: wie kann ich meine Schuld loswerden, wie kann ich Frieden für meine Seele bekommen? So angesehen, könnte man geradezu die Sündenvergebung sich vorstellen als eine Erfindung des Menschen, der unentrinnbaren Forderung des heiligen Gottes doch noch zu entrinnen, indem in das Herz Gottes hinein ein Wille gelegt wird, der den Menschen über die Schwere seiner Verschuldung beruhigt und ihm ein fröhliches Leben möglich macht, trotzdem er ein Sünder ist und sich eigentlich verurteilen müßte. Wie oft nicht nur von leichtherzigen Christenmenschen, sondern auch von Theologen, die Anspruch auf eine tiefere Erfassung des christlichen Glaubens machen, dieser Herzpunkt des Christentums so verzerrt worden ist, weiß jeder Kenner der Geschichte des Christentums.

Ursprünglich aber und in ihrer Tiefe erfaßt, bedeutet die Sündenvergebung durch Gott etwas ganz anderes. Sie ist das große Urwunder der Offenbarung Gottes. In ihr tut Gott etwas

Überraschendes, er öffnet sein Herz, um mit dem Menschen trotz seiner Sünde in Gemeinschaft zu treten, mit dem Menschen, dem es nicht an seiner Freude und an seinem Glück, an der Beruhigung seines Gewissens liegt, sondern der darunter leidet, daß er keinen Weg zu Gott findet, der Gott begegnet ist und nun die Frage nicht los wird: wie kann ich wohl einen gnädigen Gott finden? Wenn wir Gott innerlich begegnen, dann kann es uns so, wie wir nun einmal sind, nur unmöglich erscheinen, daß Gott mit uns in Gemeinschaft treten kann. Von uns aus ist es auch unmöglich. Aber da tritt uns in der Geschichte als Wirklichkeit das Große entgegen, daß das von uns aus Unmögliche von Gott aus wirklich ist. Wir lernen in der Geschichte den kennen, der nicht nur Feindesliebe fordert, sondern am Kreuz sie selbst denen gegenüber, die ihn morden, durch seine Lebenshingabe ausübt, der als fürbittender Hoherpriester sich selbst für seine Feinde einsetzt. Gäbe es nur Gott einerseits und Menschen andererseits, dann müßte das Ergebnis die Verurteilung des Menschen wegen seiner gottfremden Gesinnung, ewige Trennung und ewige Unseligkeit des Sünders sein. Diesem Ergebnis könnte höchstens so vom Menschen aus dem Wege gegangen werden, daß der Mensch sein Gewissen abstumpft, daß er die Gegensätze abschwächt, indem er sein eigenes Bild liebenswürdiger gestaltet und dem Bilde Gottes die Schärfen nimmt. Unzählige trösten sich über ihr eigenes inneres Elend mit dem Gedanken hinweg: es wird schon nicht so schlimm über uns geurteilt werden, Gott ist ja die Liebe. Aber damit nehmen sie Gott seine Göttlichkeit. Der Gott, wie ihn unser eigenes Gewissen erfährt, läßt auf dem Gebiete des Gewissens nicht mit sich handeln. Auf solcher Grundlage kann sich aber auch kein wirkliches Gemeinschaftsverhältnis mit Gott aufbauen. Ein Traumbild von mir steht dann ja in Beziehung zu einem Traumbild von Gott. Hier begegnen sich keine Wirklichkeiten. Infolgedessen fehlt diesem Gottesverhältnis, das nicht der Unseligkeit des Verworfenseins ins Auge zu schauen wagt, auch das Bewußtsein der Seligkeit des Geretttetseins, d. h. der wirklichen Gemeinschaft mit Gott. Da, wo der Wille Gottes so, wie er ist, mit dem Menschen in Beziehung tritt, wie er ist, kann nur die Verzweiflung ins Menschenherz einziehen, wenn es nicht eine Tatsache gibt, die uns Gott doch noch in einem andern Lichte

sehen läßt. Dieses Dritte ist in Christus unableitbar in der Geschichte gegeben. In Jesus tritt uns Gott in voller Heiligkeit entgegen; von den schärfsten Maßstäben wird nichts abgemarktet; wir unterstreichen es noch einmal: nie hat jemand den Ernst der Sünde schärfer betont. Aber trotzdem kommt in ihm der rufende Wille Gottes zu uns, öffnet sich das Herz Gottes uns gegenüber mit dem Willen, mit uns, den Zerbrochenen, doch in Gemeinschaft zu treten. Jesus erkennt, indem er das Kreuz erduldet, die Schwere der Verschuldung seiner Brüder an, aber er schließt sich doch gleichzeitig mit ihnen als Bruder zusammen, um durch seine Liebe sie hineinzuziehen in die Kindschaft Gottes. Wir können unter der Einwirkung der Offenbarung dieser heiligen Liebe Gottes nie die Sünde leicht nehmen, und doch machen wir die Erfahrung, daß hier eine Liebe vorhanden ist, die trotzdem uns nicht von sich stößt. In dieser Tatsache liegen für jeden, der sich ihr wirklich öffnet, Kräfte, die über jene tiefe Kluft hinübertragen.

Schon darin, daß wir Menschen der sündenvergebenden Liebe Gottes gegenüber ganz darauf angewiesen sind, uns von ihr lieben zu lassen, vertrauend ihr uns zu öffnen, liegt etwas, was ganz in der Wurzel unsere Gesinnung umwandelt und damit etwas Neues schafft. An uns selber können wir nichts Gutes im vollen Sinne erkennen, nur an Einem sehen wir eine Gesinnung, wie Gott sie fordert, an Christus; dort allein sehen wir Heiligkeit und Gerechtigkeit, Vollkommenheit und unüberbietbare Liebe. Damit ist in unser Herz Demut eingezogen, eine Demut, die nun nicht mehr das Ich vergöttert, sondern kindlich nur auf ihn schaut, die in reiner Unmittelbarkeit ganz allein Gott glaubend zugewandt ist. Das ist nun aber in weitem Umfange gerade die Gesinnung, die Gott im Menschen lebendig haben will. Er will ihn von der Ich-Knechtschaft, von der Ich-Vergötterung, von der Ich-Liebe frei haben; wenn so wirklich die Gnade Gottes, die den Sünder um Christi willen trotz seiner Sünden liebt, dem Menschen das Herz abgewinnt, wird unwillkürlich das Ich klein, wird allein diese Liebe groß, wird damit der Mensch in der Wurzel verwandelt. Dabei ist es aber von ganz besonderer Bedeutung, daß man nicht etwa dieses Leben aus der Sündenvergebung nur als einen Durchgangspunkt ansieht, durch den hindurch dann der Mensch doch einmal zur Vollkommenheit auch in dem Sinne gelangen

könnte, daß er selbst als gereinigtes Ich sich zu Gott erheben könnte. In dem Augenblick, wo man das Grundverhältnis zwischen Gott und Mensch so schildert, ist ja wieder die alte Ich-Gesinnung, nur noch gefährlicher, auf den Thron gekommen. An die Stelle der Hoffahrt des natürlichen Menschen ist der Stolz des geistlichen Menschen getreten. Gemeinschaft mit Gott ist da nicht mehr möglich, Gott und Mensch treten da wieder als selbständige Größen auseinander, und des Menschen Streben wird, sich groß vor Gott hinzustellen, damit Gott an ihm seine Freude hätte. Vielmehr liegt alles daran, daß der Mensch nie vergißt, daß er immer auf die Gnade Gottes angewiesen bleibt. Allein dadurch wird er wirklich als demütiges Kind Gottes aus Gott heraus leben und das schöpferische Wirken Gottes an sich spüren. Gerade die dauernde Spannung zwischen Gott und dem Menschen wirft den Menschen immer wieder auf Gott, so daß er nicht Gerechtigkeit von sich, sondern nur von Gott erwartet. Sie muß infolgedessen immer wachgehalten werden. Die tiefste Quelle aller sittlichen Kraft ist, so widerspruchsvoll das klingen mag, die immer erneute schmerzvolle Erkenntnis, daß wir keine sittliche Kraft haben. Wer im Angesicht Jesu das sieht und dann auf ihn schaut, der kommt gerade, wenn er nichts mehr von sich erwartet, dazu, alles davon zu erwarten, daß Christus in ihm mächtig wird. Gerade damit aber kommt er über den toten Punkt des eigenen Wesens hinaus, und ein neues Leben fängt in ihm an zu schaffen.

Dieses Leben macht sich darin bemerkbar, daß im Herzen dessen, der aufhört, alles von sich selbst zu erwarten, die Ruhe einkehrt, die die Voraussetzung alles sittlichen Handelns ist. Der Blick auf die sündenvergebende Gnade Gottes nimmt vom Gewissen den Druck, der auf dem schwer lastet, der nichts von solcher Vergebung weiß. Jede Ethik, die nur Forderungen kennt, endet notwendigerweise in der Unruhe rastlosen Strebens, immer neuer sich selbst überstürzender Versuche, von sich aus über die innere Kraftlosigkeit hinauszukommen. Und doch gelingt das nie. Solches Handeln ist zur Erfolglosigkeit verdammt. Wir machen die Erfahrung: je unruhiger wir arbeiten, desto kopfloser und planloser geschieht alles, desto weniger kommt bei unserm Handeln heraus. Aber da, wo der Mensch weiß, daß er sich selbst nicht aus dem Sumpf ziehen kann, sondern eine Hand ergreifen muß, die ihm hilft, ist diese Unruhe gebannt. Innere Freude

tritt als Grundstimmung in das Leben des Christen ein. Es ist nicht nur eine falsche, sondern eine unmögliche Anweisung, wenn man etwa dem Christen sagt: du mußt dir durch gute Werke die Seligkeit verdienen; durch gute Werke schaffen wir immer nur Unseligkeit, Unfrieden, denn nie ist es möglich, daß ich von mir aus mich zu Gott empor entwickle. Deshalb ist es auch aussichtslos, den oft begangenen Weg zu beschreiten und etwa durch Erweckung von Furcht vor der Hölle oder durch Beschreibung aller Himmelsseligkeiten sittliches Handeln zu erzeugen. So wird nur das Ich mit seinem Zagen und seinem Wünschen großgezogen, so wird nur eine rastlose Unruhe im Menschen erweckt, die ihn nie zu stiller Kraft kommen läßt, so werde ich mir auch immer selbst gute Werke ausdenken und an den gegebenen sittlichen Pflichten, die einfach aus der Lage, in der ich stehe, aus den Gemeinschaftsbeziehungen, in denen ich lebe, sich ergeben, vorübergehen. Allein aus der stillen Seligkeit der Vergebungsgewißheit kommt auch ein stilles und stetiges Handeln. Nur der Selige kann gute Werke tun.

Aber nicht nur Ruhe schafft die Vergebungsgewißheit dem Menschen, sondern auch Mut und Freudigkeit zum Dienste Gottes an der Stelle der Welt, an der er uns brauchen will. Das ist ja die Bedeutung der Sündenvergebung, daß die uns verurteilende heilige Macht des ewig Guten, unser Gott, uns durch Christus doch in sein Reich, d. h. in seine Mitarbeit an der Welt ruft. Wo der Sündenbann auf unserm Gewissen liegt, werden wir gehindert, mit Freudigkeit unser Werk zu tun. Wir haben immer das Gefühl, wir sind ja doch nichts wert. Die Vergebung nimmt diesen Bann weg. Nun können wir freudig und mutig zugreifen, nun wissen wir, daß wir nicht verworfen sind, daß wir mitschaffen dürfen daran, daß die Welt Schauplatz der Königsherrschaft Gottes werde. Und nun treten wir zwar ohne Selbstüberhebung, aber doch innerlich erhoben durch die Freundlichkeit Gottes unter dem Licht seiner Gnade an unsere Aufgabe heran.

Damit ist aber gegeben, daß in allem, was wir tun, ein Unterton tiefer Dankbarkeit gegen Gott mitschwingt, Dankbarkeit für das, was Gott gegen alle Vernunft und gegen alles Erwarten an uns tut. Man muß freilich mit diesem Wort „Dankbarkeit gegen Gott" vorsichtig sein. Es kann damit ein folgenschwerer Mißbrauch getrieben werden. Es kann so erscheinen, als ob der

Mensch sich auf gleiche Stufe mit Gott erheben wollte. Das bekannte Wort: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?" ist nicht ganz frei davon. Sieht es nicht so aus, als ob wir die Wohltaten Gottes vergelten, abverdienen müßten, die uns Gott zuteil werden läßt? Es kann zudem leicht das Christenleben in eine sentimental-gefühlige Stimmung eingetaucht werden. Aber in einer andern Beziehung, in dem Sinne nämlich eines immer an Gott Gebundenseins, darf doch in keinem Augenblick unseres Lebens die Dankbarkeit gegen Gott fehlen. Im Blick auf das, was wir ihm verdanken, können wir doch im Grunde gar nicht anders als ihn lieben und ihm danken. Dann ist erst wirklich das Ich aus dem Mittelpunkt des Lebens verdrängt, wenn die von Gott ausgehende Liebe so mächtig und tief uns in die Gewalt bekommt, daß wir in demütigem Dank für alles, was uns durch ihn geschenkt wird, innerlich gezwungen sind, uns von ihm beherrschen zu lassen, uns in kindlichem Gehorsam, sei es im Leiden, sei es im Tun, ihm zu unterwerfen.

Dadurch wird aber nun überhaupt im Menschen all das Widergöttliche, das in der Ichsucht liegt, entwurzelt und ein neuer göttlicher Sinn lebendig. Die Freude am Gemeinen und Unreinen, die aus der Sinnlichkeit des Menschen herauskommt, vergeht dem, dessen Seele die Reinheit Jesu berührt hat. Die Unwilligkeit zum Leiden, das Streben nach oberflächlichem Genuß verschwindet in dem, in dem eine heilige Freude Platz gegriffen hat, die auch im Leid standhält. Lüge und Heuchelei werden dem widerlich, der in der reinen Luft der Wahrhaftigkeit Christi atmet. Die Trägheit, die am Anderen vorübergeht, ohne zu helfen, wird aus dem herausgebracht, der die Liebe des barmherigen Samariters an sich selber gespürt hat. Der innere Reichtum, den man in der Gemeinschaft mit Gott hat, macht es möglich, daß man auch aufgeben, opfern, verzichten, arm werden kann, wenn es im Dienste Gottes und des Nächsten nötig ist. So entsteht eine neue Willensrichtung. Das Schlechte wird verdrängt durch die Herrschaft eines neuen Lebensinhalts.

Diese neue Willensrichtung aber zeigt sich nun auch ganz besonders im Verhältnis zum Nächsten. Wir als solche, die von der Sündenvergebung Gottes allein leben können, sehen ja auch unsern Nächsten in einem ganz neuen Lichte. Wir sehen um uns herum nicht eine ungegliederte Menschenmasse, zu der

man natürlich kein Verhältnis gewinnen kann, besonders weil Unzählige darunter sind, die uns zum mindesten gleichgültig, vielleicht sogar im Wege sind; wir sehen in den Menschen um uns herum Wesen wie wir, auch schuldig vor Gott und doch berufen dazu, geliebte Kinder des göttlichen Erbarmens zu werden, und damit berufen dazu, eine große Bruderschaft von Gotteskindern zu bilden, die durch Gottes Gnade dem Verderben entrinnen soll. Das läßt uns den Nächsten unter einem neuen Gesichtspunkte betrachten. An und für sich macht es eine große Schwierigkeit, das Verhältnis zu Gott und zum Nächsten richtig zu ordnen. Auf der einen Seite liegt in der Liebe zu Gott etwas so Ausschließliches, daß damit irgendeine Nächstenliebe nicht verbunden gedacht werden kann. Andererseits drängt ein Urtrieb in uns darauf hin, ebenso ausschließlich einzelne Exemplare der Gattung Mensch zu lieben, so daß uns Gott über den einzelnen Menschen ganz verschwindet. Drittens steht mit dieser natürlichen Liebe wieder in Spannung die Liebe, die wir unserm Nächsten, ganz abgesehen von seiner Liebenswertheit, schuldig sind. Wie soll man das alles miteinander vereinen? Auch jene natürliche Liebe empfinden wir als ein Gottesgeschenk, das uns tief beseligt, und je mehr das ganze Herz dabei beteiligt ist, desto beseligender sind die damit verbundenen Gefühle. Und doch soll Gott das ganze Herz gehören, und doch will Gott, daß jene natürliche Liebe uns nicht dazu verführt, daß uns die andern, die uns als Nächste in unsern Gesichtskreis treten, gleichgültig werden. Die Schwierigkeit löst sich für den, der im Nächsten das sündige Kind des erbarmenden Vaters sieht. Wer so den Menschen ansieht, wird denjenigen, zu dem es ihn in natürlicher Liebe treibt, nie vergöttern. Er wird ihm da eine andere Liebe schenken als dem Vater. Als Geschenk des Vaters wird er ihn nehmen und durch den Menschen den Geber lieben, ohne in Dienstbarkeit und Knechtschaft dem Geschenk gegenüber zu kommen. Aber auch die andern, zu denen es ihn nicht mit natürlichen Gefühlen zieht, wird er anschauen als solche, die von Gott geliebt und berufen sind und ihnen die zarte Dienstwilligkeit schenken, die sie brauchen, um leben zu können. Die Liebe dessen, der die unaussprechlich große Liebe Gottes erfahren hat, wird auch nicht so klein und begrenzt sein, daß er nicht den Umkreis seines Liebens groß und größer ziehen kann. Diese Liebe wird ihn von selbst dahin bringen, daß er über die Schwierigkeiten, die Bildung, Stand, Charakter und Volksunterschied zu machen pflegen, hinweg das Gotteskind im Nächsten anerkennt und findet und damit die tiefsten und zartesten Beziehungen lebendig werden läßt, die es zwischen Menschen geben kann.

Diese Liebe selbst aber bekommt schließlich aus der Vergebungserfahrung auch ihren Inhalt. Wer aus Vergebung heraus lebt, weiß, was Lieben im tiefsten Sinne heißt: nicht bloß helfen oder unterstützen, auch nicht bloß verstehen und suchen, sondern vor allem vergeben, den Nächsten auch mit seinen Eigenheiten tragen, auch über Beleidigungen und Feindschaften hinweg segnend Hände reichen, eben schöpferisch lieben, weil man selbst schöpferisch geliebt wurde, eben so lieben, daß man nicht bloß dankt und vergilt, sondern neue Fäden knüpft und durch Liebe neue Gemeinschaften und Verhältnisse schafft.

So wird die Brücke gebaut vom Sollen zum Wollen, vom Sollen zum Sein. Wohl nur in oft sehr zarten Lebensbewegungen entsteht dies neue Sein, eingebettet in viel altem Wesen, aber doch so, daß auch gerade dieses immer peinlich zum Bewußtsein kommende Unwiedergeborensein uns um so demütiger und kindlicher macht, uns damit um so mehr auf Gott wirft und ihn wieder um so mächtiger auf uns wirken läßt. Aber diese Einwirkungen vollziehen sich alle zusammen ganz im Innersten des Menschen. Eine neue Wurzel wird geschaffen, ein neuer Baum mit guten Früchten erwächst. Man kann am besten für diese Seite der christlichen Lebensgestaltung das Wort „Ausdrucksethik" verwenden. Der Zug des christlichen Lebens geht von innen nach außen. Nicht einzelne Taten machen den Menschen anders, sondern erst wird ein neues sittliches Sein geschaffen, das dann durch einzelne Taten sich Ausdruck verschafft. Ein freies, starkes Leben wird entbunden, in dem eine Fülle von Antrieben und Kräften liegt, die nun dem Ausdruck geben, was in den Herzenstiefen vor sich gegangen ist. Das ist das Große am christlichen Glauben, daß er sich so als Kraft der Neugeburt erweist, als eine Kraft, die in dem Menschen ein Neues schafft, die ihn befähigt, sein Leben so zu gestalten, daß eine große, machtvolle Einheit des Lebenswillens sich darin ausprägt. Das ist unsere weitere Aufgabe, davon nun auch ein Bild im einzelnen zu geben.

5. Kapitel

Die Aufgabe des Christen in der Welt (Das Problem der Askese).

Wir blicken zurück auf die Wegstrecke, die hinter uns liegt. Wir erkannten, daß über der Stufe des natürlichen Lebens sich eine zweite Lebensstufe erhebt, die Stufe des sittlichen Lebens, in die hinein das Gewissen uns ruft, in der eine höhere Welt, die Welt des Unbedingten, zu uns spricht, um uns zu sich emporzuziehen. In unerhört erhabener Tiefe und Innerlichkeit, Schärfe und Großartigkeit ist uns Christen diese Welt durch Jesus von die Seele gemalt, aber nicht so, daß sie nur Forderung bliebe: sondern aus dem sich in Christus uns öffnenden Liebeswillen Gottes, der mit uns trotz unserer Sünde in Gemeinschaft treten will, wachsen uns Kräfte zu, die uns fähig machen, die Forderung, die an uns gestellt wird, zu verwirklichen. Die unser Ich knechtenden Mächte verlieren ihre Gewalt; ein Wille, größer als unserer, überwindet uns innerlich; Gegenbewegungen vergebender Liebe, reiner Wahrhaftigkeit werden ausgelöst, ein neues Leben wird in uns hineingesenkt, das Leben des demütig-dankbaren, fröhlich-vertrauenden, durch die vergebende Liebe Gottes der Gemeinschaft mit ihm aus lauter Gnade gewürdigten Gotteskindes.

So entsteht durch eine Neugeburt eine neue Innerlichkeit, die dritte Lebensstufe. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, sich im einzelnen die Eigentümlichkeit dieses Lebens zu vergegenwärtigen. Wir können nur in Stichworten dieses Leben beschreiben. Freiheit ist den Menschen eigen, die es haben, ein Stehen über allem Bindenden und Fesselnden, ein Hinausragen des inneren Menschen in eine Wirklichkeit von Freude und Licht, deshalb Seligkeit mitten in irdischer Not und Sorge, ein Zustand des Friedens und des Siegesbewußtseins. Der Christ quält sich nicht mehr in mühseliger Gesetzlichkeit mit den Aufgaben des Lebens ab, es sprudeln in ihm die Quellen des Lebens, die große Liebe, die uns das Herz verbrannt hat, ist schöpferisch in uns tätig, sie befähigt zum Brückenbauen auch über große Abgründe. Wir leben nicht unter dem Gesetz, sondern im Gesetz. Wir erleben mit Paulus das Evangelium als eine Gotteskraft, den Geist Gottes als etwas, was wirklich den Menschen dazu befähigt, den Willen Gottes zu erfüllen. Aber nun doch nicht so, daß wir schon vollkommen wären. Dies Leben ist vielmehr immer in Bewegung. „Der Christ ist im Werden, sondern im Wordensein", sagt Luther. Im Einzelnen verwirklicht das christliche Leben sich nur in sehr unreiner Gestalt. Oft machen wir die niederschmetternde Erfahrung, daß gerade dann, wenn wir einen Sieg über das Böse erfochten zu haben glauben, eine Versuchung, die aus einer ganz andern Richtung kommt, uns über den Haufen wirft. Aber gerade diese Spannung, die immer zwischen dem, was sein soll, und dem, was nur in den kleinen Bewegungen unseres Herzens wirklich wird, besteht, ist auch wieder etwas, was deswegen, weil es uns ganz auf Gott hinweist, neue Lebenstiefen uns erschließt, neue Kräfte in Bewegung setzt.

Mit diesem wallenden und wogenden Leben aber leben wir mitten in einer vielgestaltigen Welt, sind wir hineingestellt in eine Fülle von Gemeinschaftsbeziehungen und Dingen, von Menschen und Mächten. Das ist nun die große Frage: wie sollen wir Stellung zu dieser Welt nehmen, welche Beurteilung müssen wir ihr zuteil werden lassen, welche Aufgaben ergeben sich in ihr für uns?

Daß es nicht ganz leicht ist, auf diese Frage eine Antwort zu geben, zeigt uns die Geschichte. Es hat viele Strömungen gegeben und gibt sie noch heute, die nur die eine Lösung für richtig hielten: möglichst vollständige Herauslösung des Christen aus allen Weltbeziehungen, nur als ein seliges Gotteskind ganz allein im Innerlichen leben, ganz allein Gott liebend umfassen. Es hat immer auch Gegenströmungen gegeben und gibt sie ebenfalls noch heute, die sich der Welt in die Arme werfen, die in der Hingabe an die schöne reiche Gotteswelt Gott am besten zu dienen meinen. Wer hat recht, die asketische oder die weltfreudige Stimmung, der Pessimismus, der die Welt als Jammertal ansieht, von der sich loszulösen am besten ist, oder der Optimismus, der

von einer christlichen Welt schwärmt und in der Weltüberwindung, in der Kulturarbeit, in der Schönheitsanbetung die Aufgaben sieht, die Gott uns gestellt hat?

Suchen wir uns einmal über die Gründe klar zu werden, die die asketische Stellung zur Welt rechtfertigen. Am folgerichtigsten tritt sie uns in Anschauungen entgegen, die sich auf der Voraussetzung aufbauen, daß Gott und Welt etwas sich gegenseitig ganz Ausschließendes seien. Die Welt ist, wenn man das davon abzieht, was ganz ausdrücklich zu Gott in Beziehung steht, böse. Zwei Prinzipien herrschen in der Gesamtwelt, Licht und Finsternis. Alles, was nicht unmittelbar die Lichtnatur Gottes an sich trägt, ist Finsternis und infolgedessen zu meiden. So ist der Staat im Grunde das Reich des Satans, so ist Ehe und Familie, weil auf Sinnlichkeit beruhend, unrein, so ist Kunst und Wissenschaft, weil sie auf rein menschlicher Grundlage sich erheben, ungöttlich und deshalb böse, so machen Geld und Gut die Seele erdgebunden und sind zu meiden. Also bleibt gar nichts anderes übrig, als daß man sich aus allen diesen Beziehungen herauslöst, als daß man, wenn man Gott dienen will, die Welt flieht, als daß man in der Einsamkeit des Gebetslebens nur auf Gott, abgewandt von allen zerstreuenden Einflüssen, seine Gedanken richtet, nur das Licht der Ewigkeit in sich aufnimmt. Das ist die richtige christliche Lebensgestaltung: in einem Leben der Bedürfnislosigkeit und der Liebe Christus nachfolgen als seliges Gotteskind. So wie etwa Franz von Assisi es tat, der allerdings trotzdem sich ein offenes Herz für die Göttlichkeit der Natur bewahrt hat, der aber allen sonstigen menschlichen Gemeinschaftsordnungen den Namen Bruder und Schwester versagte, weil er überall dahinter die Nichtigkeit, das Böse, das Sündige sah.

Daß solche Gedanken nicht immer so dualistisch begründet werden, wie ich es eben tat, weiß jeder Kenner der Kirchengeschichte. Im Hintergrunde dieser Anschauungen steht aber doch der neuplatonische Dualismus, der Gott und Materie, Geist und Sinnlichkeit nicht nur metaphysisch, sondern ethisch gegensätzlich empfindet, der in der materiellen Welt, eben weil sie Materie ist, nur einen Abfall von Gott erblicken kann und deshalb darin allein den Zweck des Lebens sucht, sich aus der Welt herauszulösen, sich durch geistige Kontemplation zu vergotten. In allen mönchischen Erscheinungen mit ihrem mystisch-asketischen Ideal entdeckt man überall den gleichen dualistischen Grundzug. Selbst in solchen mystischen Bewegungen, die nicht unmittelbar die Welt als böse, als teuflisch ansehen, wie z. B. bei Tersteegen, finden wir doch dieselbe Beurteilung der Welt als „nur Kreatur" und demgemäß die Forderung der Weltflucht. Die ursprüngliche dualistische Grundlage schimmert durch und bestimmt die asketische Haltung der durch diese Gedanken beeinflußten Christen.

Etwas anders ist in der protestantischen Ethik die asketische Haltung, die uns auch da überall begegnet, begründet. Hier ist die Welt kein festgefügter Begriff. Es ist eine klare Erkenntnis davon vorhanden, daß sie unmöglich in Bausch und Bogen verworfen werden kann. Luthers Weltfreudigkeit wirkt bestimmend nach. Trotzdem aber ist ein ungeheures Mißtrauen gegen die Welt da. Sie ist ja doch durch die Erbsünde verderbt, sie ist kein reiner Abdruck des göttlichen Waltens mehr, sie hat vielmehr Flecken und Unreinlichkeiten, verborgene Gefahren, die es rätlich erscheinen lassen, sich ihr nicht allzusehr anzuvertrauen. So entsteht eine merkwürdig mißtrauische Stellung der Welt gegenüber. In der katholischen Ethik wird eine Trennung vollzogen. Auf der einen Seite stehen die Asketen, die völlig der Welt absagen, auf der andern Seite aber leitet der Katholizismus die Massen zu einer problemlosen Sinnenfreudigkeit an. Nirgends findet man ein leichtherzigeres Genießen der Welt und ihrer Lust, als auf dem Boden des Katholizismus. Die Sünde der Weltmenschen wird durch die stellvertretende Buße der Klosterleute gesühnt. Die Kirche zieht um die nach den fröhlichsten Weisen Tanzenden ihre sichernden Mauern, so daß keiner in Abgründe stürzen kann, weil sie ja mit ihren Gnadenmitteln zur rechten Zeit noch eingreifen kann. Dem Protestantismus dagegen, und zwar nicht erst dem Pietismus, ist ein schwerer Ernst eigen. Den Ausweg der doppelten Moral gibt es hier nicht. Hier ist jeder auf sein Gewissen gestellt. Auch jene sakramentale Sicherungsmauer ist nicht mehr da, jeder muß selbst dafür sorgen, daß er nicht in den Abgrund hineinstürzt. Das nimmt die Naivetät. Der Protestant weiß, daß er in die Welt hineingestellt ist und „in der der Welt der Welt" entfliehen muß. Deshalb nimmt nun die protestantische Askese eigentümliche Formen an. Auf reformiert-gesetzlichem Boden schafft sie einen ungeheuren arbeitsamen Fleiß, der sich doch vor den Früchten des Fleißes fürchtet, deshalb spart

und große Reichtümer schafft. Diese Menschen bauen keine Schlösser und feiern keine Feste, sondern sie leben in puritanischer Einfachheit und verwenden ihren Besitz zur Förderung großartiger Liebeswerke. Auf *lutherischem* Boden schafft sie eine eigentümliche Ängstlichkeit vor der Sünde, die, weil sie die *Sünde* meiden will, auch die *Tat* vermeidet und nun in einer Jesus zugewandten Gottinnigkeit den eigentlichen Herzpunkt der Frömmigkeit findet. Deshalb sind jene „Gespräche der Seele mit Gott" für die Hochblüte der lutherischen Frömmigkeit charakteristisch. Dagegen nimmt sie den Ordnungen der Welt gegenüber eine letztlich leidende Stellung ein. Im stillen geruhigen Leben, der Obrigkeit gehorsam, in der Pflege eines ernsten und in Gott fröhlichen Hauschristentums sah diese Anschauung ihr Ideal. Auch der *Pietismus* hat hier im Grund nicht viel neue Motive hinzugebracht. Auch er ging nicht aus der Welt heraus, er hat nur noch schärfer aus gewissen Gebräuchen und Sitten das Gottwidrige heraus empfunden, das es zu meiden gilt, hat deshalb Tanz und Theater, Rauchen und Trinken als weltlich gebrandmarkt. Der ganzen protestantischen Ethik aber eigentümlich ist jene schwerfällige Lebensauffassung, die die Arbeit nicht unter dem Gesichtspunkt des Gewinns, sondern der Pflicht, die die Ehe nicht als ein Mittel des Glücks, sondern als ein Mittel zur pflichtmäßigen Fortpflanzung der Kirche und des Staates ansah, die den Staat nur auffaßte als die göttliche Ordnung zur Bestrafung des Bösen, als die „Obrigkeit", der gegenüber man in duldender Treue sich als gehorsamer Bürger zu bewähren habe, die auch auf dem Gebiet der Kunst nicht in farbenprächtiger Sinnenfreudigkeit schwelgte, sondern solch eine tiefe, innerliche, rein seelische Kunst hervorbrachte, wie Rembrandts rätselvolle Augen und Johann Sebastian Bachs herbe Fugen, die im Gottesdienst und Kultus auch nur das Einfachste und Schlichteste für erlaubt und möglich ansieht. Es ist jenes Lebensideal, das auch bis in unsere Tage nachwirkt in dem Bilde des ehrenfesten, pflichttreuen, kinderreichen Beamten, der, mit Gott in demütigem Kindesverhältnis lebend, in der Welt die Stätte sucht, in der man geduldig und still, leidend und arbeitend sich als Christ bewähren muß.

Kein Zweifel, es stecken in diesen Idealen hohe Werte. Daß sie im Begriff sind, uns verloren zu gehen, ist schmerzlich. Aber

ist mit diesem Ideal die Stellung des Christentums zur Welt grundsätzlich richtig geschildert? Wir wissen, daß die heftigsten Angriffe gegen das Christentum sich gerade gegen diese Anschauungen richten. Es mache, so sagt man, gegen Vaterland und Staat, gegen alle naive Sinnenfreude und -lust gleichgültig, es sei weltabgewandt und pessimistisch, es sei lebensfeindlich und verderbe dem Menschen die Freude am Reichtum der Welt, es schaffe verbogene Charaktere, Menschen, die dann doch im Geheimen unter der Kruste moralischer Grundsätze ihre Natur nicht unterdrücken können und die dann erst recht gemeine Heuchler werden. Die mächtige Propaganda gegen das Christentum hat hier ihre Hauptwurzel, sie kämpft mit scharfen Waffen gegen die „dualistische Ethik" des Christentums, gegen seine Lebens- und Weltfeindschaft. Trifft sie damit den richtigen Punkt?

Wenn wir die Gesamtanschauung des Christentums ins Auge fassen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie nichts weniger als dualistisch ist. Nach christlicher Auffassung ist auch die Welt der Kreaturen Gottes Welt, trägt die sinnliche Welt Gottes Stempel. Für das Verhältnis zwischen Gott und Welt ist ja doch das Wort „Schöpfung" maßgebend, und auch die erlösende Liebe Gottes steht unter dem Wort: Also hat Gott die *Welt* geliebt.

Bisher haben wir oft in unsern Erörterungen ohne weiteres natürliches Leben und Egoismus gleichgesetzt. Das ist mißverständlich. Es sieht so aus, als ob von vornherein alles uns von Natur gegebene Leben mit dem Stempel des Bösen behaftet sei. An sich aber ist unser Ich eine Gabe Gottes, und alle die Anlagen, die uns geschenkt sind, alle die Fürsorge, die wir erleben dürfen, auch auf dem Gebiete des natürlichen Lebens, läßt uns unmittelbar an eine Güte des uns liebenden Vaters glauben, den um natürliche Gaben zu bitten und dafür zu danken uns auch Jesus in der vierten Bitte anleitet. Dementsprechend ist auch die Erhaltung dieses unseres Selbst durch Speise und Trank, durch das, was unser Leib nötig hat, um zu leben, eine von Gott uns auferlegte Aufgabe und Gott zu leistende Gehorsamspflicht. Der Gedanke an die Heiligkeit des *Körpers* soll uns zu Wächtern über diese herrliche Gottesgabe machen, er soll uns dazu veranlassen, in dem Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit auch dem Körper zu geben, was des Körpers ist, ihn durch Turnen aus-

zubilden, ihn gesund zu erhalten, auch seine Schönheit, die doch gerade ein Zeichen der göttlichen Abstammung ist, zu entwickeln. Es ist infolgedessen eine Versündigung an einer kostbaren Gottesgabe, wenn man auf Kosten seines Leibes etwa nur ein geistiges Dasein führt, wenn man ihn vernachlässigt, ihn in äußerem Schmutz und äußerer Verwahrlosung verkommen läßt und ihn aus einem Tempel des heiligen Geistes zu einem Hause der Lüste werden läßt. Und wenn jetzt in der modernen Bewegung der Rückkehr zur Natur, wie sie z. B. in der heutigen Jugendbewegung sich Ausdruck verschafft, auch ein neues Körpergefühl aufwacht, ein Bewußtsein der Heiligkeit des Leibes an und für sich, dann kann man darin etwas sehr Berechtigtes sehen, das allerdings in Zucht genommen werden muß, wenn es nicht auf böse Wege führen soll.

Ebenso ist die Ausbildung der g e i s t i g e n Anlagen eine uns von Gott gegebene Aufgabe, die man mit dem tiefsten Gefühl der Verantwortlichkeit auf sich nehmen soll. Es ist eine falsche Askese, wenn man etwa nur sich zu einem Willenskünstler entwickelt, aber die Kräfte des Verstandes und Gemüts unterdrückt, wenn man den Wahrheits- und Schönheitssinn verkrüppeln läßt, indem man Wissenschaft und Kunst von sich fernhält. Auch wenn die Wissenschaft Irrwege geht —, indem sie aus einer uns in unserer geistigen Natur gegebenen ursprünglichen Anlage hervorgeht, ist sie heilig und göttlich. Auch wenn die Kunst oft zur Dirne wird —, b e s t i m m t ist sie dazu, Priesterin Gottes zu sein, und es ist kein Zufall, daß es eine Andacht des Wahrheitsforschens gibt und daß die höchsten Schöpfungen menschlicher Kunst aus dem religiösen Empfinden hervorgequollen sind.

Dementsprechend sind auch alle die Gemeinschaftsformen, die unmittelbar aus der uns von Natur gegebenen Organisation unseres Lebens herauswachsen, die sog. natürlichen Gemeinschaften, göttlichen Charakters. Wenn es die Geschlechter zueinander hinzieht, wenn sich Freundschaften zwischen gleichgesinnten Geistern bilden, diese natürliche Erotik ist nicht mit einem ethisch-negativen Vorzeichen zu versehen. Als Gottes Segen erlebt man das Aufwachen der Liebe, als Gottes Gabe empfängt man den Freund und die Geliebte aus Gottes Hand. Ähnlich ist das natürliche, uns zum Volksgenossen oder auch Standesgenossen hinziehende Gefühl, die Vaterlandsliebe und das Klassenbewußtsein nicht etwas Teuflisches an und für sich, sondern

da es im Untergrund unserer Natur, in dem die Schöpferkraft des allzeit lebendigen Gottes mächtig ist, wurzelt, müssen wir darin etwas Göttliches verehren.

Deshalb ist es verkehrt, etwa in der Enthaltung von all diesen Gütern und Werten etwas Heiliges zu sehen. Der ist kein „Heiliger" im tiefsten Sinne, der die Schönheit seines Körpers verdirbt, der die Liebe meidet, der sein Vaterlandsgefühl erstickt, der seine geistigen Gaben vernachlässigt. Die Welt ist Gegenstand der Liebe Gottes, sie ist Offenbarung seines Lebens. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß sie vergänglich ist. Gewiß ist der Schöpfer mehr als das Geschöpf, aber man darf deshalb nicht das Geschöpf vernachlässigen, vielmehr gibt die Beziehung zum Schöpfer auch dem Geschöpf Wert und Heiligkeit. In allen den genannten Größen begegnet uns deshalb auch in der vielfältigsten Weise unser Gott. Wem wäre nicht schon in verschwiegener Nacht der Freund oder durch ihre aus Gott geborene Hingabe die Liebe der Mutter zur unmittelbaren Offenbarung Gottes geworden?

Aber allerdings die Natur, die Schöpfung ist nicht das l e t z t e Wort Gottes. Sie soll B o d e n sein für eine h ö h e r e W e l t. Gott ist seinem Wesen nach nicht ruhendes Sein, das auch nur ruhendes Sein, feste Verhältnisse, Natur schüfe, damit man sie genieße, damit man in ihr ausruhe. Gott ist gestaltender Wille, Natur ist ihm der Boden für sein Reich, für die Gemeinschaft von Menschen, die, in seiner Liebe wurzelnd, durch opfernde und vergebende Liebe miteinander verbunden sind, oder anders ausgedrückt: für die große, auf der Kreatürlichkeit sich aufbauende Welt der Gottesherrschaft, in der alles einmal zu seinem letzten Ziel und Sinn kommen soll. Das ganze natürliche Leben ist in Beziehung auf dieses zu erbauende heilige und hohe Gottesreich nur Stoff, nur Leib, nur Voraussetzung.

Damit aber tritt das gesamte natürliche Leben unter einen neuen Gesichtspunkt. Die Selbsterhaltung des Ich ist nun nicht mehr das L e t z t e, worauf es ankommt, sondern eine Voraussetzung. In dem Augenblick, in dem sie d a s L e t z t e s e i n w i l l, wird sie böse. Das Ich, an und für sich gut, kann böse werden, wenn es sich dagegen auflehnt, in den Dienst der größeren Aufgabe, die ihm gestellt ist, zu treten. Nicht in den Dingen, im Ich, in der Natur an sich liegt das Böse, sondern in den Willens-

beziehungen, in den Richtungsgegensätzen, die dann entstehen, wenn das Ich seinem höchsten Ziele ungehorsam wird. Nicht das Ego ist böse, aber der Egoismus, die Gesinnung, die nur das Ich oder vorwiegend das Ich pflegt, auch in Form des Altruismus, auch dann, wenn der Maßstab für die Schätzung des Nächsten die Nützlichkeit für mich selbst ist. Nicht die Sinnlichkeit ist böse, aber dann, wenn sie den Menschen zu ihrem Knecht macht, wenn er ein Lüstling oder Genießer, auch in der feinsten Form wird, dann fängt das Böse an. Nicht in der Welt an sich liegt das Schlechte, sie ist göttlich, aber in der Weltseligkeit, darin, daß der Mensch sie nicht entbehren kann, daß er sie vergöttert. Nicht Tanz und Theater an sich sollen mit Mißtrauen betrachtet werden: im Tanz kann sich der uns gegebene Sinn für Rhythmus so aussprechen, daß gebundene Kräfte frei werden, daß auch innere seelische Erlösungen stattfinden können beglückendster Art, und das Spiegelbild menschlichen Erlebens, das im Theater zu uns spricht, kann von unmittelbarer religiöser Wirkung sein. Leopold von Schröder, der berühmte Indologe, hat seine Bekehrungsstunde bei einer Aufführung des Tannhäuser in Weimar erlebt. Stunden höchster Weihe kann man gerade unter dem Eindruck eines tragischen Schicksals erleben, so daß oft schon das Theater zum Tempel geworden ist. Aber Tanz und Theater können zur Sünde werden, wenn sie den Menschen knechten, wenn der Tanz den Menschen zum Sklaven der Sinnlichkeit macht, das Erotische zum Beherrschenden gestaltet, wenn das Theater jenen Genießertyp ausbildet, der nur mehr auf die schärfsten Reizmittel reagiert.

Weil also in den inneren Richtungsgegensätzen eigentlich der Gegensatz zwischen gut und böse begründet ist, ist es aussichtslos, etwa der Welt auf die Weise zu entfliehen, daß man aus allen Weltbeziehungen herausgeht. Den Sitz der bösen Weltlichkeit nehme ich ja unter Umständen in meine Einsamkeit mit. Auch der Eremit ist, falls er hoffärtig oder selbstsüchtig ist, „weltlich", auch das Kloster kann Stätte einer sehr ausgeprägten Weltlichkeit im bösen Sinne sein, in der Ehrgeiz und Stolz, Rechthaberei und Selbstbespiegelung trotz aller Gehorsams- und Demutsübungen in den Herzen der Menschen und im ganzen Gemeinschaftsleben eine beherrschende Rolle spielen. Auch der Pietist, der folgerichtig alles Weltliche meidet, kann in seiner pharisäischen Überhebung die Welt in sich unüberwunden tragen.

Die einzige Möglichkeit, die Welt zu überwinden, liegt darin, daß man gegen die „Welt im Ich" kämpft. Des Christen Stellung der Welt gegenüber wird durch das prachtvolle Pauluswort „Alles ist euer, ihr aber seid Christi" am kürzesten festgelegt. Von Natur trägt die Welt den Stempel des Vaters an sich, und wir sollen sie als das Haus unseres Vaters ansehen, aber wir dürfen nie das Eigentumsverhältnis vergessen, in dem wir stehen. Wir gehören nicht der Welt, sondern dem Herrn, wir stehen im Dienste einer höheren Aufgabe, wir haben die Aufgabe, die natürliche Welt nicht zu lassen, wie sie ist, sondern den heiligen Gottesgeist, von dem wir durch die Gemeinschaft mit Christus durchdrungen sind, zur weltgestaltenden Macht zu machen. Hindert uns daran etwas in uns selbst, dann müssen wir diesem gefährlichen Stück Welt, vielleicht der Feigheit, die nicht an die Arbeit will, vielleicht dem Kompromißgeist, der sich bis zur Unkenntlichkeit an die Sitten, von den Vätern ererbt, anpaßt, vielleicht der Bequemlichkeit und Behaglichkeit, die lieber sich selbst leben will als den großen Gottesaufgaben, vielleicht auch dem individuellen Seligkeitschristentum, das uns den sozialen Pflichten gegenüber gleichgültig macht, den Krieg erklären.

Diese Beziehung zum höchsten Herrn, in dessen Dienst wir stehen, läßt uns auch Wertabstufungen in der Welt machen. Das Volkstum ist nicht das höchste Gut, für das wir uns einzusetzen haben, es soll ja nur Boden sein, Stoff für das Eigentliche, für das Gottesreich. Ihm soll alle unsere Liebe gehören. Aber doch natürlich so, daß wir nicht ein Wolkenkuckucksheim zum Reiche Gottes gestalten, sondern eben das Stück Welt, das uns von Natur am nächsten liegt, eben das Volkstum. Die Ehe ist nicht an sich die höchste und heiligste Gemeinschaft, die schon damit, daß sie zwei Menschen in sinnlich-seelischer Liebe verbindet, gleichsam fertig ist, sondern ein Christ wird ihr erst dadurch innerlichste Heiligkeit geben, daß er sie zu einer von heiliger Vergebungs- und Hingebungsliebe erfüllten Gemeinschaft macht. Erst die Durchdringung des Natürlichen durch das Heilige gibt dem Handeln des Christen den wahren Inhalt.

Damit steht das Handeln des Christen unter einer eigentümlichen Spannung. Die Welt, wie sie ist, ist ihm heilig, denn sie ist Gottes.

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord- und südliches Gelände
Ruhn im Frieden seiner Hände. (Goethe.)

Heilig im eigentlichen Sinne des Wortes ist aber die Welt erst, wenn sie *wird*, wie sie *werden soll*. Die heilige Welt aber, die sich weigert, heilig zu werden, ist unheilig. Wenn sie mehr sein will als Boden, als Voraussetzung, wenn sie zur Selbstvergötterung auffordert, wird sie der Teufel selbst, der ja auch als gefallener Engel zu denken ist. Daraus aber folgt, daß tatsächlich zum Wesen des christlichen Handelns *Askese* gehört. Wie scharf konnte Christus sie fordern! Ärgert dich dein Auge, reiß es aus. Will dich der Mammon knechten, verkaufe alles, was du hast. Hindern dich Eltern und Geschwister, mir nachzufolgen, hasse sie. Für das Höchste muß das Äußerste getan werden. Es läßt sich nicht allgemein gültig sagen, wo wir mit unserm Kampfe anzufangen haben. Mancher braucht, damit die nötige Sammlung und Kraft in sein Leben hineinkommt, den Übergang von der Beschäftigungs- und Berufslosigkeit zur Arbeit, braucht den bestimmt begrenzten Beruf, die Zucht der regelmäßig andauernden Beschäftigung, so nur bekommt sein Leben innere Stetigkeit. Mancher verkommt in der Vielgeschäftigkeit der Arbeit, vielleicht auch der religiösen Arbeit, und ihm muß zugerufen werden: Eins ist not; sitze zu Jesu Füßen in stiller Sammlung, schaffe dir Stunden des Ausruhens. Mancher macht sich durch eine übertriebene Körperpflege und körperliche Ausbildung zum Knecht seines Leibes oder seiner körperlichen Instinkte, und ihm ist vielleicht tatsächlich Fasten oder geistige Arbeit anzuraten, damit er ein Gottesmensch werde. Mancher zerstört sein „Organon“ durch eine übertriebene Geistigkeit, man muß ihm Holzhacken und Müllern als asketische Leistung auferlegen. Es gibt nicht nur eine Pflicht zur Enthaltsamkeit von Alkohol und Nikotin, sondern es kann auch eine geistige Völlerei geben, die sehr verderblich ist. Es kann alles, schlechterdings alles zu einer Gefahr für uns werden, zu etwas, was uns an das Untergöttliche knechtet und bindet. Gebet und Gottesdienst haben in unserm Leben die Aufgabe, daß sie uns das Gewissen erziehen, damit wir erkennen, wo unsere Lieblingssünden, unsere schwersten Gefahren liegen, und

damit wir dann an unserer schwächsten Stelle mit dem Kampf einsetzen.

Nie aber darf man die Askese als *Selbstzweck* ansehen. Wer in der Enthaltung an sich schon einen Wert sieht, verkennt damit das Wesen der christlichen Askese. Nicht etwa darum handelt es sich ja, daß der Mensch sich selbst ausbilde. Dieser asketische Individualismus, diese Heranzüchtung eines selbstherrlichen Übermenschentums, bei dem der Mensch sich selbst vor allem groß macht, entwickelt den Ichsinn und damit das Böse. Und wenn nun gar diese Askese religiös gedeutet wird und der Mensch sich stolz vor Gott hinstellen oder Verdienste vor Gott erwerben zu können glaubt, dann wird die religiöse Einstellung wurzelhaft verdorben. Vielmehr die Aufgabe, die Gott uns gegeben hat, ist das Hineinziehen der Welt in seinen Dienst. Deshalb hat alle christliche Askese einen *positiven* Sinn. Sie will uns dazu fähig machen, die Welt zu bewältigen, der Welt auch im eignen Ich frei gegenüberzustehen, um das Stück Welt, das uns anvertraut ist, unter die Herrschaft Gottes zu stellen. Weltflucht ist natürlich im Dienste dieser Aufgabe das unzweckmäßigste Mittel. Allein die Arbeit daran, daß die Welt uns innerlich nicht unfrei macht, befähigt uns, im Dienste Gottes durch Liebe die Welt unter seine Herrschaft zu bringen.

6. Kapitel.

Beruf und Ehre.

Nicht Weltflucht, sondern Weltbewältigung — das war der Sinn der letzten Ausführungen — ist die Aufgabe des Christen der Welt gegenüber. Ist das aber nicht eine unerfüllbare Aufgabe, ist sie nicht so umfassend, daß uns dabei der Atem ausgehen muß? Unsere Fähigkeiten sind begrenzt, hier aber wird uns ein unbegrenztes Arbeitsfeld angewiesen, eine unbegrenzte Aufgabe gestellt. Wie sollen wir damit fertig werden? Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen. Denn gerade in der Spannung zwischen der Begrenztheit unseres Wesens und Könnens und der Unbegrenztheit unserer Aufgabe liegt die Eigentümlichkeit unserer Aufgabe gegenüber der Welt begründet. Es ist nämlich verkehrt, seine individuelle Begrenztheit nur als Hemmung zu empfinden. Diese Empfindung liegt wohl oft nahe, wenn große Ziele uns begeistern, wenn ein Feuer unsere Seele durchloht und wenn wir nun doch merken, daß unsere Gaben und Anlagen nicht ausreichen, wenn wir erkennen müssen, wie klein unser Vermögen ist. Viele Menschen werden durch solche Erkenntnis flügellahm, sie werden zu verzagten und verzichtenden Philistern, die mit einem mitleidigen Lächeln auf die Zeiten zurückschauen, in denen jugendliche Begeisterung noch davon träumte, daß man ein großes Lebenswerk zur Reife bringen würde. Wer sich aber klar macht, daß auch in dieser individuellen Begrenztheit unseres Könnens eine Gegebenheit liegt, die auf den unser Wesen gestaltenden Schöpferwillen Gottes zurückgeht, der wird in ihr einen geheimen Segen vermuten: unser Wirken auf die Welt bekommt ja dadurch seine Bestimmtheit, seine gottgewollte Abgrenzung. In der Arbeit am Unbegrenzten zersplittern sich unsere Kräfte. Allein dadurch, daß bestimmte Gaben, die wir haben, uns die Richtung angeben, wie wir und wo wir arbeiten können, bekommen wir

überhaupt die Möglichkeit einer abgegrenzten und befriedigenden Arbeit. Diesen Tatbestand bringt die christliche Ethik dadurch zum Ausdruck, daß sie die aktive weltbewältigende Aufgabe des Christentums als Berufsaufgabe versteht, daß sie von der Voraussetzung ausgeht, daß der Christ von Gott zum Dienst an der Welt „berufen" ist, und zwar so, daß er je nach seinem Platz und nach seinen Anlagen eine individuelle Sendung gegenüber der Welt hat. Das allerdings, was man gewöhnlich in der heutigen Welt Beruf nennt, hat mit dem ursprünglichen tiefen Sinn des Wortes Beruf nur noch das Wort gemeinsam. In den meisten Fällen verstehen wir darunter nichts anderes als Beschäftigung, als Profession. Aber diese Profanierung des Wortes nimmt unserm Alltagsleben alle metaphysische Tiefe. Sie schlägt zugleich der Wirklichkeit ins Gesicht. Es ist nicht so, als ob wir nach unserer Willkür einfach unser Leben gestalteten; bestimmte Gegebenheiten formen unsern Arbeitsplatz und formen auch unsere Arbeitsweise, und es ist sehr wichtig, wie wir diese Gegebenheiten selbst ansehen, ob nur als ein Schicksal, das uns zu nichts verpflichtet, oder als eine göttliche Sendung, der gegenüber wir zu höchster Verantwortlichkeit verpflichtet sind. Je nachdem wird in unserm Leben eine ganz andere Kraft wirksam sein.

Für die christliche Auffassung des Berufs sind drei Faktoren bedeutsam. Zunächst einmal ist es für den Christen wesentlich, daß er seine Natur als ein Geschenk Gottes aus Gottes Hand entgegennimmt. Wir wissen uns nicht allgemein als Menschen hineingestellt in diese Welt, sondern als Menschen mit einer bestimmten Eigentümlichkeit, mit besonderen Anlagen, mit individuellen Eigenarten, mit den verschiedenartigsten Temperamenten. Wir haben diese individuellen Eigentümlichkeiten zum Teil ererbt, zum Teil aber auch erworben, erworben durch die Lebenserfahrungen, die wir gemacht haben, durch die Einflüsse, unter denen wir stehen. Auch böses Erbe und böse Einflüsse arbeiteten an uns; aber wir unterscheiden unwillkürlich in unserer Individualität die guten Möglichkeiten, die göttlichen Grundlagen von den Verzerrungen, die durch ererbte oder erworbene Charakterfehler in uns entstehen. Mit dieser Individualität sind wir zweitens hineingestellt nicht in die Welt ganz im allgemeinen, sondern an einen ganz bestimmten Fleck der Welt. Wir sind zu einer bestimmten Zeit geboren und

in einen bestimmten Raum hineingestellt, und das hat einen starken Einfluß auf unser Wesen. Die Vorurteile unserer Zeit formen unsere Empfindungen, Gedanken, Willensziele, die Umwelt, in der wir aufwachsen, ob wir im glänzenden Vorderhause oder im verfallenen Hinterhause unsere Jugend verlebten, bestimmt unsere geistige Eigentümlichkeit, die Möglichkeiten, die sich in uns entfalten können, den Lebensweg, der für uns im Bereich der Möglichkeiten liegt. Auch wenn die Formel „Freie Bahn dem Tüchtigen" sich mehr durchsetzt, immer wird durch den Ort und die Zeit, in der wir schicksalsmäßig stehen, unser Leben bedingt. Und nun haben wir, und das ist das Dritte und Wichtigste, was häufig übersehen wird, die Christenaufgabe, die aus unserer Gemeinschaft mit Gott durch Christus uns zuwachsenden Willensziele so, wie es unserer Individualität entspricht, aufzufassen und den individuellen Ort, an dem wir stehen, in ein Stück Gottesherrschaft zu verwandeln.

Dann also fassen wir unsern Beruf richtig auf, wenn wir aus unserm eignen Innern heraushören, wozu wir uns eignen, woraufhin unsere Gaben uns weisen, wenn wir dann dieses Innere zunächst einmal zu einem Stück Gottesreich werden lassen, uns innerlich reifen und heiligen lassen durch Christi Geist, und nun unsern Willen und unser Wesen zum Mittel der Verchristlichung des Stückes Welt machen, das vor uns liegt, und so unsern Platz ausfüllen. Eine ganz begrenzte Aufgabe, individuell und geschichtlich scharf umrissen, ist uns gegeben, und doch zu gleicher Zeit eine Aufgabe, die einen unbegrenzten Inhalt hat, die im Ewigen ihre Wurzel und im Ewigen ihr Ziel hat, eine Aufgabe, die sich nie erschöpft und doch immer ganz erfüllt werden kann, die abgeschlossene Vollkommenheit und unendliche Unvollkommenheit in gleicher Weise in sich trägt. Gerade so aber, wenn jeder an seiner begrenzten Stelle seine begrenzte Aufgabe erfüllt, wird zu gleicher Zeit die gesamte, der Menschheit gestellte Aufgabe gefördert, daß die Welt zur Stätte der Gottesherrschaft wird.

Die Welt — das ist nämlich die allgemeine weltanschauungsmäßige Voraussetzung dieser Auffassung vom Beruf des Menschen — ist als ein großes, von Gott gegliedertes Ganzes zu denken. Sie besteht nicht aus Atomen, sondern aus Zellen, aus Organismen, und auch die Menschheit ist nicht eine Anhäufung von Nummern, ist nicht ungegliederte Masse, sondern ist von vornherein gegliedert. In den Naturtrieben, die zur Zusammenballung von Organismen führen, zu Familien und Ständen, zu Rassen und Völkern, steckt ein göttliches Organisationsprinzip. Und ebenso ist die Geschichte nicht ein Werk des Zufalls, sondern ein von Gott geleitetes Ganzes, das jedem Menschen seinen bestimmten Platz anweist. Diese Gesamtheit kann nur leben, wenn jeder an seiner Stelle, an die ihn Natur und Geschichte stellen, seine Pflicht tut. Jede Arbeit ist damit als gleichwertig, als gleich heilig charakterisiert. Daß jeder an seinem Gottesplatz treue, zuverlässige Arbeit tue, das ist die Forderung, die aus dieser ganzen Sachlage unmittelbar entspringt. Treue Erfüllung der Berufspflicht ist Gottesdienst. Es ist ein großes Verdienst der Reformatoren, daß sie diesen schlichten Gedanken in den Mittelpunkt ihrer volkserzieherischen Arbeit gestellt haben.

Aber allerdings niemand darf vergessen, daß treue Erfüllung unserer Berufspflichten doch nicht der ganze Gottesdienst ist, zu dem wir verpflichtet sind. Wir müssen uns immer klar darüber sein, daß die Arbeit des Christen an der Welt doch nicht nur verlangt, daß ich meinen Platz überhaupt ausfülle, daß ich ihn treu ausfülle, sondern daß ich ihn in persönliches Leben, in Reich Gottes verwandle, daß ich ihn zu einem Mittel mache, wodurch ich ein Reich der Liebe begründe. Wir haben nicht nur die Aufgabe, in Treue und Fleiß den Boden des Reiches Gottes zu bereiten, sondern wir sollen es selbst mitbauen. Die Durchwirkung der Welt mit dem heiligen Liebesgeist Christi ist die eigentliche Aufgabe, die wir haben. Es liegt schon an sich in treuer Arbeit Segen, aber erst indem ich meine Arbeit mit dem Blick auf Gottes Liebe betreibe, wird sie in den Zusammenhang meines Lebens eingegliedert, wird sie in die Gemeinschaft mit Gott hineingehoben, entsteht ein Leben, in dem Alltag und Sonntag in Gottes Kräften wurzelt und das zu einem Leben aus Gott heraus gestaltet wird. Erst so wird mein Berufsleben aus aller Nüchternheit erlöst, wird persönlicher Natur, wird innerlich geartet und wirklich befriedigend. Unzählige Menschen machen den Fehler, daß sie den Beruf nur als ein Mittel zum Unterhalt ansehen, und daneben steht dann das Leben mit seinem Reichtum, so daß sich ein tiefer Zwiespalt durch alles hindurchzieht, der schließlich die Menschen im Philistertum versinken läßt. Da aber, wo man den

Beruf selbst als Gelegenheit auffaßt, persönliches Leben zu pflegen, durch Liebe Wärme in die Welt hineinzutragen, für Reinheit und Wahrhaftigkeit in der Welt zu wirken, da wird der Beruf selbst lebendig, da besteht er unmittelbar darin, daß etwas aus der Welt wird, was sie bisher noch nicht war, eine Gemeinschaft von mit Gottesgeist erfüllten Gotteskindern. Und unser eigenes Leben tritt unter *ein* Ziel, Alltag und Sonntag wird von *einem* Geist belebt. Das ist die Aufgabe, die wir haben, so unsern Beruf zu gestalten, daß dieser Geist bis in alle Einzelheiten hinein ihn belebt und erfüllt.

Aber da entsteht nun eine sehr *schwierige* Frage. Gibt es denn nicht doch Berufe, die sich gar nicht dafür eignen, daß sie unter diesen Gesichtspunkt gestellt werden? Wie soll eine Schauspielerin oder eine Tänzerin z. B. ihren Beruf, auf den sie doch ihre Gaben gewiesen haben, nun wirklich zu einem Mittel machen des Baues der Gottesherrschaft auf Erden? Verknüpfen sich nicht mit diesem Beruf notwendig derartige Versuchungen zum Bösen, sowohl wenn man die Lebensgemeinschaften ansieht, in denen sich solche Berufe zusammenfinden, als auch wenn man an die Wirkungen denkt, die sie erzielen müssen, daß hier ein klaffender Gegensatz aufsteigt?

Ganz gewiß, es kann Berufe geben, bei denen die Gefahr des Mißbrauchs besonders nahe liegt. Aber genau genommen liegt doch nicht in dem Berufe selbst das Böse, sondern in der Art, wie dieser Beruf ausgeübt wird. Schauspieler können tief aufwühlende Erlebnisse heiliger Weihe vermitteln, und selbst eine Tänzerin kann in der Schönheit ihrer Bewegungen einen Genuß vermitteln, der fern ist von unreiner Sinnlichkeit. Andererseits kann jeder, auch der heiligste Beruf, eine Stätte der Selbstsucht werden und wird damit unheilig. Die Diakonisse, die nur froh darüber ist, versorgt zu sein, der seelenmordende Erzieher, der rechtsverdrehende Jurist, der eitle Pfarrer machen aus ihrer göttlichen Sendung eine Karikatur des Heiligsten. Alle Berufe werden nur dann richtig gestaltet, wenn sie als Dienst Gottes und der Menschen aufgefaßt werden, wenn ihre Seele ganz und gar die Liebe ist, die dienen will. Es ist das Herrliche an den meisten Frauenberufen, daß bei ihnen diese Wärme oft ganz von selbst in ihrem Berufe liegt. Aber auch die Männerberufe müssen möglichst von diesem Geist durchdrungen werden, und selbst den Be-

rufen des Kaufmanns und des Politikers braucht diese innere persönlichste Wärme nicht zu fehlen.

Damit ist indessen die hier vorliegende Schwierigkeit noch nicht völlig gelöst. Ist es denn nicht bei manchen Berufen so, daß geradezu die Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit mit dem Beruf beinahe untrennbar verschmolzen ist? Man kann manchmal erschütternde Bekenntnisse christlicher Kaufleute z. B. hören, die davon erzählen, wie der moderne Geschäftsbetrieb es hier und da dem Fabrikanten, der für seine Arbeiter Beschäftigung sucht, unmöglich macht, ohne Bestechungen vielleicht harmloser Natur auszukommen, so daß eine absolute Redlichkeit zu bewahren zur Unmöglichkeit gehört. Und können wir uns Politiker denken, die ohne Lug und Trug arbeiten? Soll man nicht doch solche Berufe völlig meiden? In der modernen Jugendbewegung und in den religiös-sozialen Strömungen unserer Tage wird vielfach die Arbeit an der Maschine überhaupt, ganz allgemein aber die Arbeit irgendwie im Dienste des Kapitalismus, der ihnen als das absolut Böse erscheint, oder im Dienste der staatlichen Gewalt, insbesondere des Heeres, als etwas *so* Unmögliches empfunden, daß Viele solche Berufe nicht mit Gott in Verbindung bringen können und die „Berufung" spüren, dem allen leidenschaftlich entgegenzutreten.

Es kann gewiß Konflikte geben, die nicht leicht zu lösen sind. Aber man darf doch hier keine falschen Schlüsse ziehen. Christenaufgabe ist in solchen Fällen nicht Flucht, sondern Reform, Arbeit daran, daß z. B. die Ehrlichkeit auf dem Gebiet der Politik oder der kaufmännischen Moral wächst. Gerade solche Berufe brauchen Menschen, in denen das Gewissen selbst scharf bleibt, die nicht etwa einen Kompromiß schließen und eine Notmoral konstruieren, die es mit solchen Vergehen leicht nimmt; scharf und klar gilt es am Ideal festzuhalten und sich unter die Verurteilungen Gottes zu beugen. Aber auf der andern Seite soll man nicht sich zergrübeln an dem, was man nicht hat hindern können. Vor allem muß man die Reformaufgabe fest ins Auge fassen, muß man sich mit allen Berufsgenossen, denen es an Ehre und Anstand liegt, zusammenschließen, um *neue* Verhältnisse zu schaffen. Gerade in dieser Arbeit an der Vertiefung der Standesmoral kann etwas ganz besonders Befriedigendes liegen, etwas, das auch mit einem Beruf, der in Schwierigkeiten stürzt, aussöhnen kann.

Eine ganz andersartige, aber nicht minder bedeutsame individuelle Schwierigkeit kann daraus entstehen, daß der Beruf, den ich habe, gar nicht zu meiner individuellen Veranlagung paßt. Der Mensch wird schon in den Jahren, in denen er eigentlich noch gar nicht über sich klar ist, leicht in einen Beruf hineingestoßen, der ihm nachher innerlich fremd ist. Oder die beschränkten häuslichen Verhältnisse, der geschichtliche Ort, an dem ich stehe, bringen es mit sich, daß nur eine beschränkte Anzahl von Berufen für mich in Frage kommt. Daran werden in Zukunft auch alle Berufsberatung, alle Möglichkeiten, die dem Aufstieg der Tüchtigen gelten, nichts ändern. Es wird immer Menschen, die ihren Beruf verfehlen, geben. Ein Berufswechsel wird nicht immer möglich sein. Muß dann aber nicht die Freude an der Berufsarbeit und damit ihre Zuverlässigkeit leiden, wenn der Mensch ein Kleid trägt, das ihm nicht paßt? Indessen der Gesichtswinkel, von dem aus wir Menschen oft annehmen, wir hätten unsern Beruf verfehlt, ist zu eng, als daß wir so ohne weiteres annehmen könnten, wir träfen damit das Richtige. Auch die Not, die uns unser Beruf macht, kann mit zu dem Beruf gehören, zu der Sendung, die wir haben. Jeremias wäre nie der Prophet geworden, der er war, wenn er nicht ein Prophet wider Willen gewesen wäre. Jeder Beruf verlangt von uns eine Einschränkung, selten werden alle Anlagen in jedem Berufe zur vollen Auswirkung kommen, an irgendeiner Stelle gilt es zu verzichten, gilt es den Beruf als eine Schule des Leides anzusehen und damit als eine Schule des Reifens, der innersten Erziehung. Unser eigentlichster, tiefster Beruf ist doch eigentlich der, daß wir dem Rufe Gottes in seine ewige Gemeinschaft folgen. Reif werden für diesen ewigen Beruf können wir aber nicht anders, als durch Leiden, als durch Sichbewähren am gegebenen Platz als Gottesmensch; deshalb ist es sehr zweifelhaft, ob ein Mensch, der Berufsschwierigkeiten erlebt, nun einen Berufswechsel erstreben soll, ob z. B. Arbeiter, die besonders begabt sind, oder Kaufleute, die besondere geistig-wissenschaftliche Anlagen haben, nun einen diesen Gaben entsprechenden Beruf ergreifen sollen. Woher wollen sie wissen, ob nicht gerade die Durchdringung ihres gegebenen Berufes mit der Fülle der ihnen geschenkten Gaben viel fruchtbringender für den Gesamtorganismus der Menschheit ist, als wenn sie an einem andern Orte stehen, ob nicht aus dem Kampfe mit den Hemmungen Kräfte ganz besonderer innerlicher Art auch für ihr Wirken erwachsen? Natürlich ist unter Umständen bei Berufen, die eine bestimmte Gesinnung erfordern, wie z. B. bei dem Beruf des Pfarrers, dann, wenn die innersten Voraussetzungen fehlen, ein Berufswechsel innerlich notwendig. Wo aber solche Bedingungen nicht vorliegen, soll man doch in der Regel den Beruf als die gegebene Stätte der Auswirkung der uns gegebenen inneren Kräfte ansehen, auch wenn diese Auswirkung nur unter Hemmungen möglich ist. Auch unser Kreuz kann ein Mittel unserer Wirksamkeit sein.

Wenn man bereit ist, auf eine glatte Lösung zu verzichten und unter Umständen auch Lasten und Leiden im Dienste Gottes auf sich zu nehmen, wird man auch der sehr schwierigen Frage der Berufsehre gegenüber, die im Zusammenhange des Berufslebens dem Christen oft Not macht, die richtige Stellung finden. Für das Durchschnittsbewußtsein des Menschen ist die Ehre eins der höchsten Güter. Und in der Tat, für die ganze Berufsauswirkung ist es von großer Bedeutung, daß unsere Ehre, d. h. die Geltung, in der wir im Kreise der Gesellschaft, in den wir zu leben haben, stehen, unangetastet bleibt. Voraussetzung eines jeden fruchtbaren Wirkens ist das Vertrauen, das man uns in unserm Beruf entgegenbringt; jede Untergrabung eines solchen Vertrauens kann unser ganzes Wirken unmöglich machen. Deshalb ist tatsächlich die Ehre ein hohes Gut, für dessen Aufrechterhaltung man sorgen muß. Es ist dabei interessant genug, sich einmal klar zu machen, wie gerade in diesem Punkt sich die Individualisierung aller sittlichen Werte je nach der individuellen Stellung, in der sich der einzelne befindet, geltend macht. Ist doch bei jedem Beruf das, worauf sich die Ehre bezieht, etwas ganz Verschiedenes. Für den Pfarrer liegt das, worin seine Ehre ihm geraubt werden kann, in etwas ganz anderem als für den Offizier. Die Offiziersehre ist seine Tapferkeit, die des Pfarrers seine Wahrhaftigkeit und Reinheit, die Kaufmannsehre dagegen besteht etwa in der Kreditfähigkeit, die er besitzt, des Arbeiters Ehre in der Kameradschaftlichkeit, mit der er die Solidarität mit seinen Arbeitskollegen aufrechterhält. Aber jedesmal ist der Ehrenpunkt ein heikler Punkt, auf dem man nicht angegriffen werden kann, ohne daß die Berufsauswirkung, also ohne daß die Aufgabe, die wir in der Welt haben, in Frage gestellt wird.

Die Ehre ist ein hohes Gut. Trotzdem darf man sie nicht überschätzen. Der gewöhnliche Ehrbegriff wenigstens ist meist sehr äußerlich. Man braucht z. B. nur die Frage aufzuwerfen, woher es kommt, daß das gewöhnliche Urteil über Frauen- und Mannesehre so weit auseinandergeht, und man wird die tatsächliche sittliche Wertlosigkeit der Ehrbegriffe ohne weiteres erkennen. Was gilt in den Augen der Gesellschaft alles für verträglich mit Mannesehre! Wieviel leichter ist dagegen die Frauenehre verletzt! In wievielen Fällen, in denen das Ehrgefühl aufwallt, handelt es sich auch sonst nur um konventionelle Urteile ohne jede tiefere Bedeutung!

Wie soll sich nun aber der Mensch, dessen Ehre in Gefahr ist, verhalten? Mag das konventionelle Urteil auch noch so niedrig stehen, wenn doch andererseits auf diesem konventionellen Urteil seine Geltung in der gesellschaftlichen Welt, in der er zu wirken hat, beruht, muß er nicht doch für seine Ehre eintreten? Aber in welche Gewissenskonflikte führt ihn das?! Soll der, der einer bestimmten Gesellschaftsklasse angehört, die z. B. das Duell fordert, nun tatsächlich auch, wenn er das Duell eigentlich verwirft, sich dem Urteil seiner Standesgenossen fügen? Oder soll er seinem Gewissen gehorchen? Es kann ja doch kein Zweifel darüber bestehen, daß das Duell aus verschiedenen Gründen starken Bedenken unterliegt, nicht nur insofern, als es doch eigentlich ein recht gewaltsames Rechtsmittel ist, das einem vergangenen Rechtsempfinden entspricht, sondern vor allem insofern, als es den Klassenunterschied auf einem Gebiete zum Ausdruck bringt, wo er kein Recht hat, nämlich gerade auf dem Gebiete des Rechts. Für den Christen aber wird das Duell insofern im höchsten Maße bedenklich, als es die Ehre zu einem so hohen irdischen Gut macht, daß man sogar das Leben des andern Menschen unter Umständen dafür zu fordern sich für berechtigt hält. Damit aber wird ein allerdings hoch zu bewertendes eigenes Interesse in einem Maße verfolgt, daß die Möglichkeit, durch vergebende Liebe wieder Gemeinschaft zu knüpfen, unter Umständen plötzlich ausgeschlossen sein kann. Das ist aber für den Christen ein Unding. Wie soll er sich diesem Gewissenskonflikt gegenüber verhalten?

Die Schwierigkeiten, die uns hier entgegentreten, machen uns jedenfalls eins zur Pflicht: niemanden zu verurteilen, der nicht zu einer klaren Ablehnung des Duells kommt. Jeder, der schon einmal eine schwere, seine Berufstätigkeit schädigende Ehrverletzung hat erleben müssen, jeder auch, der z. B. es mitgemacht hat, wie tief eingreifend der Angriff auf die Ehre einer reinen Frau für jeden Mann von Ehre ist, weiß, daß nichts näher liegt, als in solchen Fällen persönlicher Beleidigung auch einen persönlichen Ausgleich zu suchen. Solange unser Ehrenschutz nicht schnell und durchgreifend arbeitet, werden solche Versuche impulsiven Rechtsuchens nicht aufhören.

Andererseits ist aber auch mit aller Deutlichkeit festzuhalten, daß vom christlichen Standpunkt aus dieser Weg völlig ungangbar ist. Es muß allerdings dafür gesorgt werden, daß jede Ehrverletzung an den ordentlichen Gerichten und in Fällen der Verletzung der Standesehre auch durch Ehrengerichte, z. B. studentische oder kaufmännische, ihre Sühne schnell findet. Die Ehre ist keine Nichtigkeit, man muß für ihre Unangreifbarkeit im Interesse der Ruhe und Sicherheit des Wirkens der Menschen sorgen. Aber trotzdem muß doch dem Christen höher als die Forderung, seine Ehre zu schützen, die Liebesforderung Christi stehen, und deshalb muß er die Willigkeit haben, auch von den Menschen Schmach zu leiden, sich zu einer Sanftmut hindurchzuringen, die persönlich vergebensbereit ist. Dem Christen ist doch nun einmal Ehre vor den Menschen nicht das höchste Gut, er durchschaut die Brüchigkeit all dieser menschlichen Maßstäbe, ihm steht allein hoch die Ehre vor Gott, das Urteil, das Gott über uns hat. Er weiß, daß ein vor den Menschen ehrenhafter Mensch von Gott ganz in seiner Wertlosigkeit durchschaut werden kann, er weiß, daß ein Verachteter und Geschmähter Gottes liebstes Kind war: und deshalb ruht sein Blick auf ganz anderen Maßstäben inneren Wertes und sieht von freier Höhe aus auf die oft so äußerlichen Maßstäbe irdischer Ehrenhaftigkeit herab. Dieses Leben unter Gottes Augen, dieses Fragen nach Gottes Urteil macht ihn infolgedessen aber auch fähig, von Menschen Schmach zu dulden und unter Umständen auf die Aufrechterhaltung der Menschenehre vor Menschen zu verzichten, wenn dabei unsere höhere, von Gott uns anvertraute Aufgabe leidet.

Aber freilich haben Christenmenschen darüber hinaus noch eine andere Aufgabe, die in der heutigen Welt kaum geahnt, geschweige denn ernsthaft angegriffen wird. Das ist die Arbeit an der Vertiefung des Ehrgefühls und Ehrbegriffs. Wenn man einmal das

Dasein dieses Gefühls ganz für sich betrachtet, so kann es doch gar nicht zweifelhaft sein, daß wir es hier mit einem sehr wichtigen Hebel sittlicher Erziehung und sittlichen Lebens überhaupt zu tun haben. Man kann oft bei Kindern allein durch den Appell an das Ehrgefühl, an das, was ein Kind als seine Ehre ansieht, etwas erreichen. Kein schärferer Vorwurf kann den Menschen gemacht werden als der der Ehrlosigkeit. Der Begriff der Ehre ist, ganz allgemein gesprochen, der Begriff der individualisierten Menschenwürde. Wie wichtig ist es infolgedessen, daß das, woran sich das Ehrgefühl orientiert, der Ehrbegriff, nun auch wirklich nach einem Maßstab sich richtet, der Wesentliches und Tiefes enthält. Es ist oft so lächerlich, wie geringwertig das ist, was Ehrlosigkeit nach sich zieht. Es werden oft alle tiefen sittlichen Empfindungen für eine Kleinigkeit in Bewegung gesetzt. Hier hat die Christenheit eine große Aufgabe. Sie darf nicht dagegen kämpfen, daß es überhaupt nach Ständen und Geschlechtern gesonderte Ehrbegriffe gibt; überall muß sie eine Freude an der Individualisierung des Sittlichen haben; aber sie muß daran arbeiten, daß die Maßstäbe, an denen sich der Ehrbegriff orientiert, nicht konventionelle Regeln, sondern wirklich tiefe sittliche und religiöse Motive sind, daß die Ehre vor Gott, der Begriff des Christenadels, der Christenwürde, die Ehrbegriffe durchdringt. Es muß dahin kommen, daß z. B. das Gefühl, daß Feigheit den Mann ehrlos macht, auch sich auf die moralische Feigheit richtet, die sich vor nichts *mehr* scheut, als etwas zu tun, was gegen die Sitten in seinen Gesellschaftskreisen geht. Schon bei den Kindern muß die Erziehung an der Vertiefung des Ehrbegriffes einsetzen. Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch eine christlich bestimmte Presse hat hier ein reiches Einflußgebiet. Die Welt wird nicht zum mindesten dadurch ein anderes Gesicht bekommen, daß gerade durch die Arbeit an der Verinnerlichung der Berufs- und Standesehre die Beweggründe, aus denen heraus die Menschen handeln, vertieft und „gewisse Dinge“ unmöglich werden.

Der entscheidende Gesichtspunkt aber in allen diesen Fragen ist der, daß man nie die Arbeit im gegebenen Rahmen an und für sich schon für ein Gotteswerk hält, sondern daß man sich immer der Aufgabe bewußt ist, die gegebene Welt christlich zu revolutionieren. Der im überlieferten Luthertum gegebenen konservativen Berufsauffassung gegenüber vertritt die modern-pietistische und

religiös-soziale Berufsauffassung ein berechtigtes Interesse, wenn sie das Gegebene nie nimmt als Endgültiges, sondern nur als Vorläufiges, und wenn sie vor nichts mehr Angst hat als vor gewisseneinschläfernden Kompromissen. Sicherlich ist auch im Gegebenen Gott tätig, alles Geschaffene trägt den Stempel Gottes an sich; das vergessen oft die scharfen Kritiker der gegebenen Welt. Aber Gottes Schöpferwille will immer aus dem Gegebenen ein Neues werden lassen, das noch stärker Ausdruck seines Wesens und Willens ist, und zwar sollen wir darin seine Werkzeuge und Mitarbeiter sein. Wer deshalb nicht verstanden hat, daß er nur dann Gott recht dient, wenn er den individuellen gegebenen Beruf zur Stätte einer Arbeit an der immer kraftvoller anzugreifenden Umwandlung der Welt in Gottes Reich macht, der hat Gottes Willen nicht verstanden.

7. Kapitel.

Liebe und Ehe.

Von der individuellen Christenaufgabe der Welt gegenüber haben wir eben gesprochen. Sie ist uns in unserm Beruf gegeben, durch den hindurch wir auf die Welt wirken. Aber wir sind, wie wir schon öfters hervorgehoben haben, von Natur auch Gemeinschaftswesen, wir stehen in einer Fülle von allgemeinen Beziehungen zu unserer Umgebung, und diese unsere Stellung in der Welt macht eine ganze Reihe nicht leicht zu beantwortender Lebensfragen in uns rege. Auch diese Beziehungen bekommen ja naturgemäß durch ihre Gestaltung aus christlichem Geist heraus ihre besondere Art, und es gehört mit zu den Aufgaben, die dem Christen der Welt gegenüber gestellt sind, sie so zu bewältigen, daß sie Ausdruck christlichen Wollens und Seins werden, daß sie Mittel werden, um Gottes Herrschaft auf Erden zu bauen.

Wir wollen zunächst die durch die Geschlechtsdifferenz gegebenen Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt ins Auge fassen. Es ist freilich eine sehr schwierige Aufgabe, über dieses weitschichtige Gebiet in Kürze zu sprechen. Hier häufen sich geradezu die Probleme. Aber es gibt kaum etwas Wichtigeres, als zu versuchen, auf diesem Gebiete klare Maßstäbe herauszuarbeiten. In geradezu erschütternder Weise verheert ja die moderne Auflösung der sittlichen Begriffe das sexuelle Leben der Menschen.

Die Frage, die hier der Beantwortung harrt, ist folgende: Wie steht der Christ zu all den Regungen, die wir im engeren Sinne des Wortes als sinnliche, als sexuelle Regungen bezeichnen? Das Angreifen dieser Frage ist nicht unbedenklich. Früher galt es als unanständig, über diese ganze Frage auch nur zu sprechen, nach der Tradition hatte man über dieses Gebiet einen Schleier zu

breiten. Die Folge dieses Schweigens aber ist nun geworden, daß dieses geheimnisvolle Gebiet den Reiz des Verbotenen bekommen hat und zuerst durch das Flüstern der Kameraden, schließlich durch das „dezente“ Spielen mit Unerlaubtheiten sich das Gift gemeiner Gedanken in der allergefährlichsten Weise in unser Volk, besonders in unsere Jugend, ergossen hat. Schweigen ist hier nicht mehr die richtige Politik. In schlichter, ehrfurchtsvoller Weise muß über alle diese Fragen gesprochen werden, und zwar auch gerade vom christlichen Standpunkte aus; denn an keiner andern Stelle ist der Kampf gegen die christliche Wertung des Lebens so leidenschaftlich entbrannt wie gerade hier.

Stellt sich denn nicht gerade auf diesem Gebiet die ganze Überstiegenheit und Unmöglichkeit des Christentums heraus? Idealisiert nicht der christliche Glaube in unerhörter Weise den Menschen, wenn er ihm zutraut, daß er imstande sei, seinen Trieben entgegen auf das Ewige und Geistige seinen Sinn zu richten? Tatsächlich ist doch der Mensch vor allem ein sinnliches Wesen. Im Grunde dreht sich doch das Leben des Menschen meistens um das Sexuelle. Das bewußte Leben des jugendlichen Menschen fängt mit dem Aufwachen des Geschlechtstriebes an. Darin entdeckt er sich als Individuum. Die heutige Sexualpsychologie entdeckt schon in den frühesten Kindertagen primitive Sexualempfindungen, deren Nichtauswirkenkönnen oft noch in der Seele des alternden Menschen Nachwirkungen und Verbiegungen des seelischen Lebens zur Folge haben soll, die das Gemüt schwer belasten. Fängt nicht bei den Mädchen das kleine heimliche Kokettieren oft schon recht früh an? Spürt nicht auch der Knabe oft schon sehr bald den Reiz des Verschiedengeschlechtlichen? Und diese Empfindungen steigern sich dann von Jahr zu Jahr und beanspruchen im Leben des Menschen einen solchen Platz, daß für den Romanschriftsteller doch eigentlich beinahe nur das Problem der Liebe, das Spinnen von Fäden zwischen Mann und Weib bzw. das Verlieren des Reizes der Geschlechter füreinander und das Finden neuer Beziehungen von Belang ist. So spielt denn tatsächlich in der Literatur, im Drama, in der Lyrik die Liebe, die „Erotik“ die Hauptrolle. Und auf der Straße? Im Gespräch der Menschen untereinander? In dem Phantasieleben des Einzelnen? Hier schlägt der Puls des Lebens, hier haben wir es mit dem, was eigentlich das Herz des Menschen erfüllt, zu tun.

Wie lebensfremd stehen daneben all die idealen Forderungen des Christentums! Sich rein halten vor der Ehe, ist das nicht für den Mann einfach unmöglich? Wie soll das von einem Menschen, der vielleicht erst Mitte der Dreißiger zu heiraten imstande ist, verlangt werden, ohne daß nicht die Widernatürlichkeit solcher Enthaltsamkeit sich im geistigen und körperlichen Leben des Betreffenden rächt? Zudem, wer gibt jemandem das Recht, zu verlangen, man solle solche natürlichen Empfindungen unterdrücken? Wenn man unter Männern herumfragt: es wird wohl unter hundert mindestens neunzig geben, die Keuschheit für eine Lächerlichkeit und Unmöglichkeit erklären, die selbstverständlich der anständigen Frau auch heute noch Keuschheit zur Pflicht machen, die aber dem anständigen Manne dieses Gebiet ohne weiteres freigeben. — Wie lebensfremd ist auch die Forderung der Einehe! Haben denn nicht die Männer von Natur einen polygamen Trieb? Wenn die Männer in den Zeiten, in denen sie ihre Frauen schonen müssen, nun sich gänzlich vom andern Geschlecht fernhalten müßten, was für eine Unterdrückung natürlicher Bedürfnisse würde da vom Manne verlangt? Solche Enthaltsamkeit ist unmöglich, so sagt man. Und so sehen wir, wenigstens da, wo genug Geld vorhanden ist, eine Maitressenwirtschaft übelster Art sich entwickeln, die als eine Selbstverständlichkeit gepriesen wird. — Wie lebensfremd ist der Kampf des Christentums gegen die Kinderscheu und Kinderbeschränkung der heutigen Welt! Wenn man den Gesprächen von modernen Frauen lauscht, kann man sich oft nur entsetzen. Die, die seit Jahrzehnten im Interesse der Erziehung einer qualitativ hochstehenden Rasse Beschränkung auf wenige Kinder anrieten, müssen jetzt die Ernte ihrer bedenklichen Saat erleben. Eine geradezu tierisch widrige Gesinnung hat sich auf diesem Gebiet auch gerade der gebildeten Schichten bemächtigt. — Wie lebensfremd ist schließlich auch die Forderung der Unauflösbarkeit der Ehe? Da ertönt bei jeder Trauung das Wort: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Wie oft ist es das Geldinteresse, ist es die Heiratsanzeige, ist es die Verwandtschaft, ist es die Sinnlichkeit, die Begehrlichkeit, die die Menschen zusammenführt. Und nun soll eine Ehe, die so unheilig zustande kam, noch die Menschen, die sich aneinander zerreiben, dauernd unglücklich machen? Ist nicht im Gegenteil eine möglichst schnelle Lösung das einzige Mittel, größeres Unglück zu verhüten? Wirkt zudem nicht die Folge des gesetzlichen Schutzes der Monogamie und die Erschwerung der Scheidung geradezu verheerend? Da treibt die Prostitution einerseits ihr lichtscheues Gewerbe. Nach außen hin sehen die Ehen sehr brav aus und dahinter lebt lauter Heuchelei. Da ist andererseits der Ehebruch ein alltägliches Ereignis. Wenn sich etwa Ibsen mit aller Schärfe in seinen Gesellschaftsdramen gegen die konventionellen Ehen, die, unter kirchlichem Segen geschlossen, doch nichts weniger als ein christliches Gepräge tragen, wendet, hat er nicht recht? Wenn wir in der heutigen Zeit einen Sturmlauf gegen unsere ganze überlieferte Sexualethik vor uns sehen, so kann man wohl zum Teil als Unterschrift darunter setzen: Emanzipation des Fleisches, zum Teil aber sind es doch sehr ernste Beweggründe, die zu diesem Kampfe führen. Es liegen doch eben wirklich hier Nöte vor, denen gegenüber man nicht einfach schweigen kann, sondern die man nur unter eindringendem Verständnis der hier vorliegenden Probleme heben kann.

Sehr erschwert wird eine klare Formulierung des christlichen Standpunktes durch die katholische Auffassung des Sexuallebens. Die Tatsache, daß die katholische Moral die Jungfräulichkeit besonders hochstellt, daß sie als den eigentlichen Heiligen den ansieht, der sich der Sinnlichkeit enthält, bringt es ganz von selbst mit sich, daß das Sinnliche als etwas Unheiliges, als etwas mit einem Makel Behaftetes angesehen werden muß. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß hinter dieser Schätzung des Sinnlichen der metaphysisch-ethische Dualismus, der von der Scheidung zwischen Geist und Sinnlichkeit ausgeht, steht, und daß infolgedessen irgendwie hier das Böse mit dem Sinnlichen verschwistert gedacht wird. Kein Wunder, daß in weiten Kreisen unseres Volkes das Gebiet des sinnlichen Lebens als ein zweideutiges Gebiet angesehen wird; man braucht nur das eigentümlich gemeine Lachen etwa zu beachten, das bei der Erzählung reiner Natürlichkeiten ausbricht, man braucht nur an die halb entrüstete, halb doch wieder wohlgefällige Stellungnahme unzähliger ehrbarer Menschen unreinlichen Geschichten, Witzen und Bildern gegenüber zu denken und man hat das Bild einer sittlich zerfressenen Welt vor sich.

Alledem gegenüber muß als erstes betont werden, daß die im Geschlechtstriebe sich äußernde Sinnlichkeit von Christen als

ein G o t t e s g e s c h e n k angesehen werden sollte, für das man d a n k b a r sein muß. Im Auseinandertreten der Menschheit in Geschlechtsunterschiede offenbart sich ein überwältigender Reichtum göttlicher Schöpferkraft. Indem das Leben aus sich heraus so tiefe Gegensätze entstehen läßt, entfaltet es Herrlichkeiten, die überhaupt erst die tiefsten Reize des menschlichen Lebens zur Entwicklung bringen. Es gibt nicht abstrakte Menschen, Menschen an sich, sondern immer nur Menschen in bestimmter Ausprägung. Von vornherein entfaltet der Knabe eine andere Art als das Mädchen. Das wilde Lärmen des Jungen und die mütterliche Fürsorge des Mädchen für seine Puppe zeigen von Anfang an, wie verschieden hier Anlagen und Triebe sind. Und wie großartig tritt dieser Geschlechtsunterschied heraus am Manne mit seiner Richtung auf die Objektivität ihn, mit seiner Nüchternheit und Tatkraft, mit seiner Fähigkeit zur Selbständigkeit, mit seinen schöpferischen Kräften, und auf der andern Seite an der Frau, die immer stark subjektiv bleibt, aufs Innerliche eingestellt, liebebedürfend, nach Anlehnung suchend, die nicht aufs Allgemeine ihr Interesse richtet, sondern auf das Einzelne und darin gerade ihr Bestes leistet. Diese Unterschiede haben etwas Wundervolles an sich. Leider empfinden oft die Menschen, die unter ihrem Banne stehen, ihre Eigentümlichkeit selbst als Mangel. Insbesondere die Frau hat in den letzten Jahrzehnten infolgedessen die Angleichung ihrer Art an die des Mannes erstrebt. Gleichheit aber in diesem Sinne wäre Armut. Der Begriff der Gleichheit hat eine Berechtigung auf dem Gebiete des Rechts; vor dem Recht darf der Unterschied zwischen Mann und Frau nicht gelten. Aber Wesensgleichheit erstreben heißt der Natur in die Arme fallen, heißt den Reichtum des Lebens unterdrücken. Die Verschiedenheit ist als etwas Großartiges, ist als etwas Heiliges und Göttliches anzusehen, das man achten und pflegen soll.

Deshalb ist es aber auch etwas Heiliges und Göttliches, was aus dieser Geschlechtsdifferenz an g e i s t i g e n Bewegungen und Bedürfnissen herauswächst. Im Manne lebt auf Grund seiner Eigentümlichkeit das Bedürfnis nach Ergänzung durch das Weib, das Tiefste im Manne kommt erst durch die eheliche Gemeinschaft mit der Frau heraus. Hier bekommt er nicht nur Achtung vor den passiven Tugenden, die an der Frau besonders großartig

sind, vor der Geduld und Leidensfähigkeit, sondern im Verhältnis zur Frau lernt er auch selbst schwere Schattenseiten seiner männlichen Art überwinden. In dem Eingehen auf die Frau wird er befreit von seiner, dem Manne besonders naheliegenden Selbstsucht. Eine Schule der Hingabe wird ihm das Verhältnis zum andern Geschlecht, er muß ein anderes Leben schützen, er muß für jemand anders arbeiten. Der nur auf sich selbst gerichtete Junggeselle verkümmert: sein geistiges Wesen wird trocken, nur Verstand und Wille entwickeln sich, das Gemütsleben bleibt in der Entwicklung gehemmt, die rezeptive Seite entfaltet sich nicht. Erst dadurch, daß er im Erleben der Frau eine andere Art kennen lernt, erst durch Erlebnisergänzung geht dem Manne ein neues Leben auf. Und diese Erlebnisergänzung läßt sich in keiner Weise durch eine nur mittelbare Einfühlung in die Seele des andern Geschlechts ersetzen. Nur dadurch, daß der Mann aus der Selbstsicherheit seines Wesens in die Erlebnisgemeinschaft mit der Frau eintritt, wächst er über sich hinaus und gewinnt das, was durch nichts anderes ihm geschenkt werden kann.

Genau so ist es aber auch mit der Frau. Es liegt vermöge ihrer Subjektivität in ihr die Gefahr des Sichverlierens in dem Kleinkram des Lebens. Wenn auch unter dem Einfluß der Berufstätigkeit der unverheirateten Frau das Bild der alten Jungfer mehr und mehr ausstirbt, — da, wo nicht ein Beruf die Seele der Frau ganz beschäftigt, prägen sich meist sehr deutlich gewisse scharfe Züge altjüngferlicher Kleinlichkeit aus. Das wird bei der Frau, die wirklich mit ihrem Manne in Lebensgemeinschaft steht, nicht unmöglich gemacht. Der Beruf des Mannes schafft auch der Frau einen weiteren Blick. Sie wird naturgemäß nach ihrer Art auch das männliche Leben persönlicher, subjektiver auffassen als der Mann, aber die tiefen Kräfte ihrer Innerlichkeit kommen erst ganz zur Entwicklung, wenn sie sich nicht darauf beschränkt, ein schönes Heim zu schaffen, sondern wenn sie seelisch die großen Interessen des Mannes mit umfaßt und mit durchlebt. Sie wird selbst als Frau erst vollkommen durch Erlebnisergänzung, die ihr durch die Hingabe und das Verstehen und Mitleben mit dem Leben des Mannes zuteil wird.

Stecken aber solche geistigen Werte in der Geschlechtsdifferenz, die uns erkennen lassen, daß in ihrem Auseinandertreten und Wieder-zueinander-Hinstreben, in diesem Rhythmus, in dieser

Spannung sich das Leben erst entfaltet, dann ist es ganz selbstverständlich, daß auch das ganze Gebiet des geschlechtlichen Lebens als etwas Göttliches und Heiliges anzusehen ist. Das Wohlgefallen zweier Menschen, die sich zueinander getrieben fühlen, ist nichts Böses, sondern die beiden dürfen in ihrem Zueinanderhingezogenfühlen etwas sehen, wofür sie Gott zu danken haben. Der eheliche Umgang fällt, wenn er der Ausdruck einer ganz innigen, tiefen, seelischen Durchdringung ist, nicht nur unter den Begriff eines rein sinnlichen Genusses, sondern ist etwas Heilig-Großes, ein Wunder Gottes, mit Ehrfurcht anzubeten. Auch der Reiz der körperlichen Schönheit, der von Mann und Weib aneinander empfunden wird, sollte nicht als etwas Unerlaubtes erlebt werden, sondern mit der ganzen Freude darüber, daß Gottes schöpferische Kraft Herrliches zu schaffen imstande ist. Es ist sehr zu wünschen, daß unsere ganze Erziehung auf diesem Gebiete zu einer bewußten Erkenntnis der Heiligkeit des Natürlichen anleiten möchte, damit nicht eine falsche Scham geradezu die Gewitterschwüle gemeiner Gedanken und Gefühle erzeugt.

Aber, und das ist nun der zweite Satz, der neben jenen ersten von der Heiligkeit des Sinnlichen treten muß: wir dürfen doch nie vergessen, daß die Geschlechtsdifferenz und das ganze darauf aufgebaute sinnliche Leben nach christlicher Auffassung nicht Ziel des Lebens, sondern nur Boden des sich auf diesem Grunde aufbauenden eigentlichen Lebens sein soll.

Liegt nicht in der Sinnlichkeit selbst ein Drang nach einem Mehr-als-Sinnlichen? Schon indem die Liebe entsteht, nicht nur als Begierde, sondern als ein Verhältnis zweier Willen, die in sich den Trieb zur ausschließlichen gegenseitigen Gemeinschaft haben, zu gegenseitigem Dienst und gegenseitiger Hingabe, offenbart sich die Liebe als etwas, was nicht im Sinnlichen aufgeht, sondern worin ein Über-Sinnliches steckt. Sören Kierkegaard hat diese Logik der Liebe in seinen „Studien über die ästhetische und ethische Gültigkeit der Ehe" in der feinsten Weise herausgearbeitet. Er stellt sich zunächst auf den rein ästhetischen Standpunkt und verherrlicht die freie Liebe. Ist nicht wirklich hier Freiheit das einzig Richtige? Nur, wenn sie ungebunden bleibt, kann sie ja anscheinend voll ausklingen, kann sie sich vollkommen entfalten, ohne sich durch künstliche Mittel ein unnatürliches Leben anzuzwingen. Von diesem Standpunkt aus erscheint die Ehe als

sehr prosaisch. Es scheint so, als ob mitten hinein in quellendes Leben kühle Erwägungen platzten, juristische Begriffe, die die Unmittelbarkeit des Verhältnisses zwischen Mann und Weib stören, die zwischen Liebe und Hingabe etwas Erkältendes einschieben, das alle Schönheit der Liebe umstürzt und tötet. Als Goethe, wie er seine Lilly liebte, von Heirat sprechen hörte, da scheint bei ihm die Liebe wie weggeflogen gewesen zu sein. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Aber nur scheinbar ist dies die Logik der Liebe. Tatsächlich steckt in ihr, auch wenn man sie rein poetisch ansieht, unwillkürlich der Treue-Entschluß. Im Augenblick höchster Leidenschaft wollen die beiden Liebenden auf ewig sich verbinden. Liebe will immer Ewigkeit; sie ist keine Liebe, wenn sie diesen Willen nicht in sich hat. Aber in diesem Treue-Entschluß steckt doch dann der Wille, auch, wenn etwa Schwierigkeiten kommen, aneinander festzuhalten. Damit ist aber die Ehe selber — das ist ja das Wesen der Ehe, daß sie das Verhältnis von Mann und Weib auf den ausgesprochenen Treue-Entschluß aufbaut — als ein Stück Poesie erwiesen. Ferner aber erwachsen aus der Liebe unter normalen Verhältnissen Früchte der Liebe, die Kinder. Die Verantwortung für diese natürlichen Früchte des Verhältnisses der Geschlechter untereinander gehört doch ebenso zu den natürlichen Früchten der Liebe. Eine Liebe, die keine Kinder haben will, ist unnatürlich. Eine Liebe aber, aus deren Schoß Kinder heranwachsen, legt Verpflichtungen für diese Kinder auf. Diese Verantwortung haben auch die noch nicht in der Ehe Zusammengeschlossenen längst vor der Ehe. Sie müssen für ihre eigene Gesundheit sorgen, damit nicht kranke Kinder als böse Früchte ihres Lebens ihnen zur Scham und steten Anklage heranwachsen. Diese Verantwortung aber bringt es von selbst dazu, daß, um eine wirklich natürliche Kindererziehung zu ermöglichen, Vater und Mutter zu einer dauernden Gemeinschaft zusammentreten, daß sie eine Ehe schließen. Natürlich müssen dann allerdings die Eltern nicht im Geschäft und im Gesellschaftsleben, sondern in der Kindererziehung selbst einen ihrer Hauptberufe sehen, und es muß dazu kommen, daß sie auch wirklich sich die Zeit nehmen, für ihre Kinder da zu sein. Als die einzig natürliche Form einer Ehe kann aus all diesen Erwägungen heraus allein die Einehe gelten, da an eine geregelte wirkliche Kindererziehung nicht zu denken ist, wenn verschiedene Mütter etwa für

die Erziehung der Kinderschar verantwortlich sind. So drängt also die Liebe, rein als Eros genommen, von selbst zur Ehe.

In der Ehe aber nun wird aus dem Eros die tiefste Form der Liebe. Ganz unwillkürlich werden in dieser denkbar engsten Gemeinschaft die selbstsüchtigen Regungen, die an sich in jeder erotischen Liebe sind, ausgetilgt. Es dient die Ehe zum Wachstum einer Liebe, die in der selbstlosen Hingabe ihre Krönung findet, und damit wird sie die Schule echten Christenlebens, echter christlicher Liebe.

Oft stellt man christliche Liebe und natürliche Liebe, Agape und Eros, in einen Gegensatz. Sowohl von christlicher Seite geschieht es, indem etwa die Frage aufgeworfen wird, ob nicht im Grunde alle natürliche Sympathie etwas Unchristliches in sich schließt, das dem Entstehen einer nicht im Gefühl, sondern im Willen begründeten, auf Gott gerichteten Liebe (im eigentlichen Sinne des Wortes) feindlich sei. Aber auch die Vertreter des reinen Eros sehen oft mit Verachtung auf dieses künstliche Gewächs herab, auf diese Liebe, die gar keine wirkliche Liebe ist, weil ihr Wesen sich in solchen Unnatürlichkeiten und Unmöglichkeiten, wie sie etwa die Feindesliebe bedeutet, äußern soll. Diese Gegenüberstellung ist schief. Die Liebe als Sympathie ist vielmehr der Anknüpfungspunkt für das Entstehen echter Liebe. Sie ist, solange sie eine natürliche Leidenschaft ist, nicht vollendet, aber sie ist ein Anfang, der schon in sich wundervolle Reichtümer enthält. Was für unendliche Welten erschließt dem Menschen die F r e u n d s c h a f t, jene aus dem Triebe unerklärlichen Zueinandergezogenwerdens entstehende Gemeinschaft. Die Stunden innersten Austausches in nächtlichem Zwiegespräch, das vertrauende Sichaufschließen der Seelen gegeneinander, der gemeinsame Jubel und das gemeinsame Leiden, wie verknüpft es die Menschen miteinander, welche Tiefen des Glücks tun sich da auf! Aber wir kennen auch die Gefahr, die der Freundschaftskult mit sich bringt, wenn sich nicht ein Tieferes daraus entwickelt, wenn sie nicht Boden wird für eine heilige, auf dem Willen zur Treue und zum letzten Vertrauen aufgebaute Gemeinschaft, wenn sie nicht, statt auszuruhen in lächerlicher Menschenvergötterung oder krankhafter Leidenschaft, zu einer Gemeinschaft des Wachsens wird über uns hinaus höheren Zielen entgegen, in denen sich zwei Menschen gegenseitig helfen. Genau so ist es mit der E h e. Auch sie kann, wenn es bei der Sympathie bzw. bei der Leidenschaft bleibt, zu einer Karikatur werden; zu gegenseitiger Vergötterung wird sie dann führen, und an ihr muß sie in d e m Augenblick zerbrechen, in dem den beiden auf engstem Boden miteinander verbundenen Menschen die Augen über ihre Unvollkommenheiten gegenseitig aufgehen. Aber damit ist dieses natürliche, reizvolle Zueinanderhindrängen nicht als etwas an und für sich Böses oder zu Überwindendes gekennzeichnet. Indem aus der Tiefe der Leidenschaft der Wille zur Hingabe ganz von selbst heraus wächst, die Hingabe aber dazu bringt, daß das Ich überwunden wird, ist gerade die natürliche Sympathie immer wieder die Quelle echten sittlichen Lebens und wird unwillkürlich zur Schule innersten christlichen Lebens. Nur darf es nicht bei der Leidenschaft bleiben. Wenn sie sich in sich selbst verzehrt, verzehrt sie schließlich auch ihr Leben. Sie muß sich mit dem Willen zur Treue, zur Hingabe, zum Dienen erfüllen, erst dadurch gewinnt sie in sich Dauer und Festigkeit und schafft den Lebensreichtum, der in der Ehe sich erschließen soll.

Ganz im tiefsten Sinne aber ist ein Einströmen dieser Güter und dieses Glücks nur da zu erwarten, wo die Ehe im c h r i s t l i c h e n Geist gestaltet wird. Erst da, wo zwei Menschen wirklich in der inneren Gewißheit leben, daß das einzig Gute allein Gott ist, ist eine Gemeinschaft möglich, in der man ganz gegeneinander wahr sein kann, ohne sich doch zu verlieren. Wo Menschen diese Gewißheit nicht haben, werden sie immer den Versuch machen, im geliebten Menschen das Ideal zu sehen, vor dem sie anbeten. Ohne irgendeine Anbetung hält es der Mensch nicht aus. Und nun stellt sich in Menschen, die wahr sind, dieser Versuch als unmöglich heraus. Nur mit einer tiefen Resignation kann dann die Ehe weitergeführt werden, mit dem Gefühl: der andere hielt nicht, was ich mir von ihm versprach, mit einem sich Entfremden der Seelen. Der Christ weiß von vornherein, daß es unter Menschen keine Götter gibt. Aber indem nun zwei Menschen, auch wenn sie sich als Sünder erkennen, doch in der gemeinsamen Beziehung zu ihrem Gott ein Bindeglied haben, verlieren sie sich nicht in dem Augenblick der Erkenntnis ihrer Mängel, sondern in der gemeinsamen Beugung vor demselben Vater finden sie sich erst recht zu tiefstem Bündnis, entsteht erst ganz der Wille zum gemeinsamen Tragen und Wachsen. Und indem sie nun zugleich ihren himmlischen Vater als den Gott der vergebenden Liebe

kennen, wird es ihnen auch möglich, sich gegenseitig zu vergeben und die Hand zu reichen. Es ist doch nun einmal so: in der Ehe lernen sich zwei Menschen kennen, die sich nicht voreinander verhüllen und verbergen können. Die Ehe ist überhaupt nur ausführbar unter der Voraussetzung, daß es möglich ist, auch wirklich, trotzdem man sich kennt, verbunden zu bleiben, d. h. unter der Voraussetzung vergebender Liebe. Ohne solche Liebe ist jede Ehe ein unlösbares Problem, sie führt mit Notwendigkeit ins Unglück hinein. Nun ist das Unglücklichwerden einer Ehe noch lange nicht das größte Unglück. Das größte Unglück ist vielmehr das dauernde voreinander Schauspielern, das dauernde Aufrechterhaltenwollen des Scheins, als ob man eine Gemeinschaft von Engeln bildete. Im Aufwachen der Wahrheit, im Entstehen der Unbefriedigung, im Erkennen der inneren Eingeschränktheit, im Durchschauen der Wertlosigkeit liegt etwas, was zum größten Glück und Reichtum führen kann. Unglückliche Ehen, Ehen, in denen sich die Ehegatten aneinander reiben, in denen es auch zu leidenschaftlichen Ausbrüchen kommt, sind deshalb oft gerade da vorhanden, wo sehr wertvolle Menschen, die es mit der gegenseitigen Durchdringung ihrer Seelen ernst meinten, einander begegneten und nun nicht so leicht miteinander fertig werden. Aber sie sind nur dann ein Weg zu wirklicher Vollendung, wenn die beiden Menschen von Gott in der Beugung vor der vergebenden Liebe Christi das Vergeben lernen. Erst die christliche Erfahrung schafft die Möglichkeit der innersten Überwindung der Schwierigkeit. Erst so entsteht eine verklärte Liebe, in der die entstandenen Disharmonien nicht zur Ruhe des Verschweigens, sondern zu wirklicher Überwindung kommen und in eine letzte Harmonie ausklingen.

Ebenso lassen sich aber auch die Erziehungsaufgaben erst in der c h r i s t l i c h e n Familie vollkommen lösen. Hier wird ja das Ziel der Erziehung ganz tief genommen. Es wird nicht nur darin gesehen, die in Leib und Seele dem Kinde gegebenen Anlagen zu entwickeln, ein vollkräftiges Individuum zu erzeugen, sondern das Kind in eine höhere Gemeinschaft hineinzuführen, in der es sich selbst überwindet und über sich selbst hinauswächst, zu einem Gotteskind es zu erziehen, die Gemeinschaft mit Gott ihm aufzuschließen. Hier werden die innerlichsten Mittel der Erziehung verwendet, nicht nur Mahnung und Zucht, nicht nur anschauliches Beispiel und machtvolle Autorität, sondern durch das gemeinsame Sichstellen unter Gottes Wort und durch das gemeinsame Sichzusammenfinden der Familie im Gebet wird die Familie zu einem O r g a n i s m u s gemeinsamen Wachsens an dem, der größer ist als alles Menschliche, an Christus empor, dem die Gesamtheit der Familie dient. Meist zerbricht die Familie gerade unter den heutigen Verhältnissen daran, daß die elterliche Autorität und die kindliche Selbständigkeit aufeinander platzen, daß das Recht der elterlichen Autorität durch die Kritik der Kinder innerlich angefochten wird. Auf echt christlichem Boden sollte es eigentlich zu einer solchen Überspannung elterlicher Autorität gar nicht kommen. Die Kinder sollen es merken, daß auch die Eltern sich als Menschen wissen, die nur durch Vergebung leben können, daß sie eine Gemeinschaft von der Vergebung und des Wachstums Bedürftigen bilden. Hier ist der Mutterboden für eine Gemeinschaft von Menschen, die gerade dadurch sich gegenseitig fördern, daß keiner sich nur als Überlegener weiß, sondern in der sie sich gegenseitig vertrauen, weil sie alle zu Einem vertrauend emporschauen, der größer ist als sie, und dem sie gemeinsam entgegengehen.

So wächst hier unmittelbar aus dem Sinnlichen heraus eine Gemeinschaft, die die Menschen, die sich von ihr ergreifen lassen, für die Ewigkeit reift. So unheilig und böse die Sinnlichkeit sein kann, wenn sie in sich selbst hängen bleibt, als so heilig stellt sie sich heraus da, wo sie sich als Boden bewährt für die tiefsten und innerlichsten Werte, die es gibt.

* * *

Die hier angewandten Grundsätze machen es nun aber auch möglich, in zwei schwierigen, gerade in der heutigen Zeit sehr dringend gewordenen Fragen zu einer Lösung zu kommen.

Es wurde schon erwähnt, daß man in früheren Zeiten auf dem Gebiet des sexuellen Lebens keine planmäßige E r z i e h u n g ausübte. Man überließ hier das Meiste dem Zufall, man suchte starke religiös tiefgegründete Charaktere zu erschaffen, von denen man dann hoffte, daß sie auch den Gefahren auf diesem Gebiet sich gewachsen zeigen würden. Daß diese Methode vieles für sich hat, leuchtet wohl unmittelbar ein. Indem man in der

heutigen Zeit vielfach in den Gegensatz verfallen ist, und durch eine frühzeitig einsetzende planmäßige „Aufklärung“ schon Kinder aus ihrer Naivität herausgerissen werden, wird sicherlich oft mehr geschadet als genutzt.

Trotzdem stellt uns die Tatsache, daß Unzählige, offenbar oft aus Unerfahrenheit, den an sie herantretenden Versuchungen zum Opfer fallen, vor allem die Tatsache der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten, die sich zu einem volkszerstörenden Übel auszuwachsen drohen, vor die Frage, ob hier unter den jetzigen Verhältnissen nicht doch noch mehr zu geschehen hat. Die vergiftenden Einflüsse der Schund- und Schmutzliteratur, phantasieerregender Bilder, heimlichen Geredes unter Freunden und Kameraden erzeugen eine erhitzte Luft, innerhalb der nicht nur der junge Mann, sondern auch das junge Mädchen ohne Scheu mit dem Feuer spielt und in die Gefahr der sittlichen Versumpfung gerät.

Das von den Ärzten vor allem empfohlene Mittel, durch öffentliche Vorträge sexuelle Aufklärung zu schaffen, erweist sich immer mehr als von sehr zweifelhaftem Wert. Diese Vorträge, auch die Ausstellungen für sexuelle Hygiene, werden sehr gut besucht. Aber es ist oft gerade der sinnliche Reiz, der solche Vorträge aufsuchen läßt, und es ist auch sehr zweifelhaft, ob sehr viele Gefährdete durch dieses Mittel abgeschreckt werden, da erfahrungsgemäß der Mensch dann, wenn es ihn zu etwas hinzieht, doch sich immer in der Sicherheit wiegt, daß ihn schon keine von den Gefahren, die ihm vorgemalt werden, treffen werde.

Ernster ist schon die in der heutigen Jugendbewegung uns entgegentretende Forderung eines „neuen Körpergefühls“ zu nehmen. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß unsere übertriebene Scham gerade den sexuellen Reiz vermehre, statt ihn zu mindern; eine naive Freude am nackten Körper sei deshalb der beste Schutz gegen Lüsternheit und schaffe die Voraussetzungen für eine gesunde, reine Sinnlichkeit, auch für ein reines Verhältnis der Geschlechter untereinander. In diesem Gedanken steckt ein tiefer Wahrheitskern. Daß vielleicht schon von Kindheit an einer falschen Scham entgegengewirkt und der Neugier, die das sorgsam Verhüllte doch aufdecken möchte, durch eine naive Auffassung des Sinnlich-Natürlichen entgegengearbeitet wird, daß Natürliches natürlich behandelt wird, das kann wohl nur gut sein.

Aber doch muß man sehr vorsichtig sein, daß nicht das Gegenteil von dem Beabsichtigten herauskommt, daß nicht der Mensch um die tiefen Werte einer auf keusche Scham bedachten Erziehung betrogen wird. Ganz abgesehen davon, daß es doch sehr fraglich ist, ob nicht doch schließlich eine Nacktkultur den Menschen im Tierischen versinken lassen wird, also tatsächlich Unkultur ist, — da, wo überhaupt durch allzu alltägliche Berührung die Geschlechter aufeinander gar keinen Reiz mehr ausüben, geht doch auch der von Gott gewollte Gegensatzreiz verloren, der gerade dem Verkehr der Geschlechter auch seine eigenartige Spannung gibt. Nur Scham erzeugt Spannung, und nur Spannung erzeugt reiches Leben, bringt es auch zuwege, daß das Sinnliche nicht um seiner selbst willen, sondern als Boden für das sich von ihm aus entwickelnde sittliche Leben seinen Beruf ausübt.

Daraus aber ergibt sich von selbst, daß jene schwere Frage der Sexualhygiene anders gelöst werden muß. Es gibt schließlich doch kein anderes Mittel, als Erziehung zur Selbstzucht. Sicherlich soll man nicht die Geschlechter künstlich trennen, sondern einen fröhlichen, unbefangenen Verkehr pflegen, so daß Überspannungen, die sich dann nur ungesund auslösen können, unterbleiben. Aber die Spannungen dürfen nicht weggebracht werden. Vielmehr hat dazu, damit sie nicht zu Ausschreitungen führen, eine Erziehung zu heiliger Verantwortung gegenüber dem eigenen Selbst, dem andern Geschlecht und der zukünftigen Generation stattzufinden. Diese Erziehung muß hauptsächlich darauf bedacht sein, einerseits alle übertriebenen Reizungen auszuschalten, die das sexuelle Leben allzusehr anregen: Enthaltsamkeit von übermäßigem Essen und Trinken, ebenso am besten völlige Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken muß für eine künftige gesunde Jugenderziehung erstes Gebot sein. Andererseits aber muß sie den Willen selbst durch Abhärtung und körperliche Arbeit zu stärken suchen und muß vor allem für eine geistig stark beschäftigende innerliche Arbeit sorgen, damit die Gedanken sich vom Körperlichen abwenden und auf höhere Ziele hingelenkt werden, damit nicht immer das Sinnliche sich in den Vordergrund drängt, sondern andere Werte gestaltend auf den Charakter einwirken. Was für eine ausschlaggebende Bedeutung in diesem Zusammenhange gerade auch ein starkes religiöses Bewußtsein haben kann, das Bewußtsein, auch in den von Menschen unbeobachteten

Stunden doch immer unter den Augen Gottes zu stehen und ihnen nie entfliehen zu können, das leuchtet unmittelbar ein. So wird es denn möglich, daß der junge Mensch sich vor der Ehe reinhalten kann. Diesem Ideal wird immer entgegengehalten, daß es ungesund sei, wenn z. B. der junge Mann geschlechtlich enthaltsam sei. Aber so wichtig die Frage der Gesundheit ist, die wichtigere Frage ist doch die Frage, ob nicht durch Gewährenlassen auf diesem Gebiete, abgesehen von gesundheitlichen Schädigungen, deren Gefahr kein Arzt leugnen kann, auch noch schwere Charakterschädigungen auftreten müssen. Im Kampfe gegen die sinnlichen Versuchungen wächst gerade das Beste im Menschen, die Willenskraft, gewinnt der Mann die ihm eigene Männlichkeit, gewinnt die Frau die ihr eigene zurückhaltende schamhafte Weiblichkeit, ergibt sich beim Manne im Bewußtsein des Sieges ein starkes Lebensgefühl, wird sein Charakter gehärtet und selbständig. Es mag sein, daß gelegentlich dadurch auch einmal Störungen auf gesundheitlichem Gebiete eintreten, aber die körperliche Gesundheit ist nicht der Höchstwert, sondern das wichtigste menschliche Interesse muß sich auf den Gewinn eines starken, reinen Charakters richten. Übrigens wird auch das moralische Niedergedrücktsein, das auf die sittlichen Ausschweifungen folgt, gesundheitschädigend wirken. Das einzige Mittel, das schließlich doch wirklich das hygienische Problem auf dem Gebiete des Sexuallebens löst, ist die geschlechtliche Enthaltsamkeit vor der Ehe. Sie verhindert es schließlich auch, daß durch die Erniedrigung der Frau zum „Weibchen" des Mannes die ganze Auffassung des Weibes nicht in einer die Frau entehrenden Weise beeinflußt wird. Lernt der junge Mensch die Frau zunächst nur unter dem Gesichtspunkt der Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses kennen, wird er damit nicht von selbst dazu kommen, auch die, die er später einmal zu seiner Ehefrau macht, unter diesen Gesichtspunkt zu stellen? Hat nicht tatsächlich diese Schätzung der Frau durch unsere Männerwelt jetzt schon die Frau zu einem reinen Geschlechtswesen herabgemindert, deren ganzes Leben Koketterie ist, die bei allem, bei ihrer Kleidung, bei ihren Bewegungen, bei ihrem Augenaufschlag und ihrem Mundspitzen nur die Reizung der rein sinnlichen Begier des andern Geschlechts im Auge hat? Hier liegen schwerste Gefahren vor. Der Mann lernt die Frau zuerst als Mutter kennen. Wenn die zweite Frau, mit der er sich

verbindet, die eigene Ehefrau ist, dann allein wird das Bild der Frau ihm heilig und rein bleiben, dann wird er auch allein ein Verständnis dafür haben, daß es so etwas wie Enthaltsamkeit auch in der Ehe gibt. Nur da ist eine richtige Ehe als sittliche Lebensgemeinschaft möglich, wo beide in dem Bewußtsein der Heiligkeit des andern leben, wo höchste Zucht das Verhältnis bestimmt, wo ein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl für des andern Leib und Seele das Verhältnis zu einem innerlich ganz zarten gestaltet. So allein wird das sinnliche Leben wirklich nicht Sünde, sondern Boden für das Entstehen des eigentlichen sittlichen Lebens.

Nicht weniger schwierig ist eine andere Frage zu beantworten, die bei der Ehe große Not macht, die Frage der Ehescheidung.

Hier stehen zwei Tatsachen gegeneinander. Auf der einen Seite eine sich stets mehrende Zahl von Ehescheidungen, jetzt nicht nur mehr in den sog. oberen Schichten, sondern in allen Schichten unseres Volkes, auf der andern Seite die scharfen Worte Jesu gegen jede Scheidung der Ehe, die in der katholischen Kirche zu der Folgerung der Unmöglichkeit einer Scheidung der Ehe geführt haben. Ist nicht die evangelische Kirche, die hier bekanntlich eine andere Praxis befolgt, die in solchen Fällen, in denen ein ohne Schuld geschiedener Teil eine Ehe standesamtlich wieder schließt, auch die kirchliche Trauung nicht versagt, doch ungehorsam gegen das Wort Jesu? Müßte nicht auch sie eine schroff ablehnende Stellung einnehmen?

So einfach liegen die Verhältnisse nicht. Es läßt sich ja doch gar nicht verkennen, daß die Häufung der Ehescheidungen ihren Grund zum Teil auch darin hat, daß die Auffassung der Ehe sich unter dem Einfluß des christlichen Geistes vertieft hat, persönlicher geworden ist, so daß nicht nur grober Ehebruch, sondern auch das tiefinnerliche Versagen mancher Ehen als eine unerträgliche Not empfunden wird. Und auf der andern Seite ist es auf jeden Fall eine schwere Versündigung gegen Jesu Wort, wenn man aus ihm ein lastendes Gesetz machen wollte, wenn man überhaupt aus irgendeinem seiner Worte zwingende Gesetzesbestimmungen machen wollte. Es wäre das genau so, als wenn man tatsächlich den Gebrauch von Scheltworten etwa als Mord bestrafen wollte oder das tatsächliche Versagen gegenüber dem

Gebot der Feindesliebe mit dem Ausschluß aus der christlichen Gemeinschaft beantworten würde. Was Jesu mit seinen Worten über die Ehescheidung will, ist dies, daß er einen Maßstab für die richtige Auffassung der Ehe aufstellen will. Es ist ihm ein Schmerz, daß auf jüdischem Boden die Erlaubnis, Scheidebriefe auszustellen, dazu geführt hat, daß die Männer in leichtsinniger Weise die Ehen lösten, damit aber nach antikem Recht die Frauen in die Rechtlosigkeit hinein, ins Elend stießen. Demgegenüber betont Jesus, daß, wer eine Ehe schließt, eine ewige Verantwortung für ein anderes Leben auf sich nimmt, von der man sich nicht so einfach lösen kann, die auch dann bestehen bleibt, wenn man die Ehe rechtlich löst. Ihm ist Ehe nicht nur ein juristisches, sondern auch ein ethisches Verhältnis innerlichster Art. Das soll auch bei der Ehescheidung nicht vergessen werden. Da, wo eheliche Untreue jede Gemeinschaft unmöglich macht, soll die Möglichkeit der Ehescheidung bestehen bleiben. Wo aber die Möglichkeit der Umgestaltung der Ehe zu einer wirklichen inneren Gemeinschaft noch offen steht, soll diese Umgestaltung und nicht die Scheidung für Christenmenschen das Ziel sein, nach dem sie sich ausstrecken sollen. Jesus will also hier ein gewissenerziehendes Ideal geben, mit dem Christen nicht leichtsinnig umgehen sollen, sondern das sie, falls sie in eheliche Schwierigkeiten kommen, sich vorhalten sollen, das sie zu verwirklichen trachten sollen.

Natürlich ist damit die Frage der kirchlichen Ehescheidungspraxis nicht entschieden. Solange die Kirche als Volkskirche mit Menschen rechnen muß, die nun einmal nicht imstande sind, trotz äußerer Zugehörigkeit zur Kirche nach christlichen Maßstäben ihr Leben zu gestalten, wird die Kirche, um größeres Unheil zu verhüten, z. B. um nicht eine verwilderte Auffassung, die den heiligen Gehalt jeder Ehe sich verbirgt, zu verbreiten, gut tun, „um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen" Geschiedene unter bestimmten Voraussetzungen wieder zu trauen. Die katholische Ehescheidungspraxis schafft tatsächlich unendlich viel Unglück, da sie ja die Menschen doch nicht zu einer Vertiefung ihres ehelichen Ideals, sondern im Gegenteil in unendlich vielen Fällen, zur Fortführung der Ehe unter unchristlichen Voraussetzungen, also zu einer Heuchelei veranlaßt. Aber allerdings hat eine christliche Kirche trotzdem die Aufgabe, durch ihre ganze Predigt und Seelsorge an der Verinnerlichung der Eheauffassung zu arbeiten.

Sie hat ihren Angehörigen eindrücklich zu machen, daß Ehekreuz noch kein Ehescheidungsgrund ist, sie hat zu bezeugen, daß auch für die Kinder unter Umständen das Bild um Einheit ringender Eltern einen tieferen Eindruck auf ihr Leben macht als das Bild einer zerbrochenen Ehe, sie hat ihnen zu sagen, daß Schwierigkeiten für Christen nicht dazu da sind, daß man in Resignation verfällt, sondern daß man daran wächst. Jedes Leiden ist dazu da, daß es uns zu innerlicher Reifung verhilft. Auch die tiefsten Ehenöte können für Menschen, die sie zuerst als schweres Leid, dann aber als heilige Aufgabe auf sich nehmen, zu innerlichem Wachstum dienen. So oft man in einzelnen Fällen aus seelsorgerischen Gründen gerade aus einer Liebe heraus, die im Sinne Jesu keine unfragbaren Lasten auflegen will, zur Trennung einer Ehe raten wird, im Grunde muß aus der Predigt des Evangeliums heraus der Ruf in alle unsere Ehen dringen: Die Ehe ist eine Aufgabe, die nur unter großer innerer Zucht zu bewältigen ist, und auch die ehelichen Schwierigkeiten sollen mit heiligen Händen in ewige Kraft verwandelt werden.

8. Kapitel.

Volkstum und Staat.

Keine Frage bedarf wohl gerade unter den heutigen Verhältnissen so sehr für den Christen der Klärung, als die seines Verhältnisses zu der nationalen Umgebung, in der er steht. Wie widersprechend sind doch die Ansichten, die uns auf diesem Gebiete entgegentreten! Da begegnen uns christliche Nationalisten, für die Dienst Gottes und vaterländische Gesinnung ungefähr dasselbe ist, da treten uns andere gegenüber, für die umgekehrt Christ sein bedeutet: nicht am irdischen Vaterlande hängen, sondern Glied eines ewigen Vaterlandes sein. Für den einen ist Pazifismus und Internationalismus vom christlichen Standpunkte aus eine Grundforderung, für den andern ebenfalls vom christlichen Standpunkte aus ein Greuel.

Ist nicht eigentlich wirklich für den Christen die international-pazifistische Stellungnahme die einzig mögliche? Ist nicht der Christ doch tatsächlich über das Volkstum erhaben? Das Alte Testament zeigt uns eine Frömmigkeit, die national gebunden ist, das Neue Testament aber hat darin seine Eigentümlichkeit, daß hier der Gesichtspunkt sich weitet. Das Christentum ist eine weltumfassende Religion. Die Welt hat Gott geliebt, indem er ihr Christus schickte. Als Menschensohn, nicht als Kind Judas oder Israels ist Jesus zu der Menschheit gekommen. Weltversöhnung ist das Ergebnis von Golgatha. Für das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes auf Erden, ist der Unterschied der Nationen nicht maßgebend. Der Ruf zu ihm dringt auch an die Zäune und auf die Landstraßen. Das ist das Ziel vor allem der paulinischen Arbeit gewesen, eine Gemeinschaft von Brüdern, bei denen die Frage, ob Grieche oder Barbar, keine Rolle spielt, zu begründen. Und so ist von Anfang an die Kirche eine Gemeinschaft gewesen, die, so oft sie auch national gegliedert war, doch sich immer ihrer

weltumfassenden Bedeutung bewußt gewesen ist. Träger einer neuen Menschheit zu sein, das war ihr Arbeitswille, und eine Herde unter einem Hirten zu bilden, das ist ihr Arbeitsziel.

Zugleich ist sie aber auch ewigkeitzugewandt und auch aus diesem Grunde erhaben über die vergänglichen Vaterländer dieser Welt. Unsere Heimat ist im Himmel, so sagt Paulus im Philipperbrief, und jeder, der das Vaterunser betet, erweist sich in demselben Augenblick als Glied eines ewigen Vaterhauses, für das nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse oder einem Volkstum oder Staat maßgebend ist, sondern allein das Verhältnis zu dem einen alle Welt überragenden himmlischen Vater. Muß uns das nicht auch gegenüber den Unterschieden der Volkstümer untereinander gleichgültig machen? Dazu kommt der Wille Jesu, der das Leben der Menschen untereinander unter die Forderung der Feindesliebe stellt. Vielen ernsten Christen war der Krieg einfach deshalb unerträglich, weil er mit dieser Forderung in so tiefem Widerspruch stand. Die letzte Ursache der Kriege aber liegt doch in nichts anderem, als im Unterschied der Volkstümer untereinander, der die nationalen Leidenschaften erhitzt! Wer also Feindesliebe will, muß der nicht Pazifist sein, muß er nicht Krieg dem Kriege verkündigen, muß er nicht Menschheitsverbrüderung und Völkerbund anstreben? Das erscheint als die einzig mögliche Stellung des Christen zum Problem des Volkstums: das Reich Gottes ist gleichsam ein drittes Reich, auf dem Boden der Nationen und Staaten sich erhebend, aber sie eben völlig überbietend, eine große ewigkeitzugewandte Menschheitsgemeinschaft mit Christus als ihrem unsichtbaren Haupt, mit der Ewigkeit als Vaterland, mit brüderlicher, allumfassender Liebe als grundlegender Gesinnung. Ist das nicht die geheime Sehnsucht aller, die jetzt mit den furchtbaren Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart nicht fertig werden können und die das Neue Testament kennen, daß in dieser Weise Gottes Reich sich erbaut und eine neue herrliche Zukunft auf christlicher Grundlage sich entwickelt?

So ist der Christ doch auch im Grunde weit erhaben nicht nur über das Volkstum, sondern auch über den Staat. Wir kennen schon aus ältesten Zeiten die Vorstellung, daß der Staat im Grunde eine Organisation des Bösen sei. So sehr Paulus den römischen Staat als Rechtsstaat zu würdigen verstanden hat,

daß im Neuen Testament auch eine ganz andere Schätzung des Staates uns entgegentritt, weiß jeder Leser der Offenbarung Johannis. Für sie ist Rom die Hure, die im Namen der Macht Götzendienst fordert und über deren bevorstehenden Untergang der Seher jubelt. Und diese Anschauung hat nachgewirkt, sie hat jene widerspruchsvolle mittelalterliche Auffassung des Staates erzeugt, die den Staat an und für sich als Satansreich ansah, aber dann, wenn er der Kirche gehorchte, ihn doch zu schätzen wußte.

Auch heute ist die Stimmung, für die Christentum und Staat doch eigentlich Gegensätze sind, besonders unter den Nachwirkungen Tolstoischer Ideen weit verbreitet. Der Staat kann nicht bestehen ohne Macht, Macht aber ist nach jenem berühmten Worte Jakob Burkhardts in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" „an sich böse". Besteht nicht in der Tat zwischen der Welt harter, zwingender, kriegeführender Macht und der Welt vergebender, rein von innen heraus wirkender Liebe ein unüberbrückbarer Gegensatz? Was tut doch der Staat alles mit seiner Macht! Er sollte Recht schaffen, aber er übertritt selbst das Recht, an fremdem Recht geht er vorüber, Nationalitäten unterdrückt er, in der Diplomatie lügt er, Schrecken und Zwang sind die Kennzeichen seines Weges. Und demgegenüber steht Jesus mit seinem Wort: bei euch soll es nicht so sein, wer unter euch herrschen will, soll dienen, — steht Jesus mit seiner Tat, die uns das Opfer für die andern, nicht die Unterdrückung der andern zur heiligsten Aufgabe macht.

Hier tun sich tiefe Gräben auf. Ein großer Teil, z. B. der modernen Anziehungskraft der katholischen Kirche beruht auf dem großen Menschheitszug dieser Kirche. Muß nicht die Sehnsucht unserer Zeit auf eine übernationale, überstaatliche Gemeinschaft gehen, die in dieser Welt, in der sonst nur von Kampf und Zwang die Rede ist, die überirdischen, ewigen Werte verbreitet? Und vor allem jetzt, wo z. B. bei uns in Deutschland der Staat beim Wegfall einer starken zentralen Gewalt zu einem Spielplatz lediglich wirtschaftlicher Interessen geworden ist, ist nicht die Abwendung von diesem Staat und die Hinwendung zu einer innerlicheren Gemeinschaft, die andere Werte vertritt, einfach notwendig?

Wenn wir mit diesen Fragen an das Neue Testament herantreten, kommen wir in eine große Verlegenheit; denn es kann

gar keinem Zweifel unterliegen, daß das Neue Testament für diese Fragen kein eigentlich tieferes Interesse hat. Nicht nur der kurze Horizont, den das Neue Testament hat, d. h. die Erwartung des nahen Endes, hat die Christen gleichgültig gegenüber diesen Fragen weltlichen Geschehens gemacht, sondern auch wenn wir uns Jesu Gesamtwirken vergegenwärtigen, stoßen wir auf eine tief innerlich begründete Abneigung, auf die hier vorliegenden Fragen näher einzugehen. Jesus hat es offenbar als seinen Beruf angesehen, eine ganz andere Welt zu bringen und nicht sich mit Reformen an einem Staatswesen zu beschäftigen, das festgefügt dastand und so leicht nicht zu verändern war. Auch das Wort Jesu: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, gebet Gott, was Gottes ist" hat doch vermutlich einen ganz andern Klang, als wir ihn unwillkürlich mit ihm verbinden; es ist so gemeint, daß dem Kaiser die Münze, aber Gott das ganze Leben gehört, daß doch der Staat im Grunde etwas sehr Äußerliches gegenüber der hoheitsvollen Größe des Reiches Gottes ist. Und dementsprechend hat auch die Urchristenheit Staatsgedanken ferngestanden. Was bedeuteten denn die paar Christen in dem großen, machtvollen Weltreiche Roms? Sie hatten keine politischen Pläne. Eine Schar von Menschen wollten sie sein, in denen ein heiliger Gottesgeist lebendig war, verbunden durch den gleichen weltüberragenden Glauben, im Herzen einander zugetan in einer überströmenden brüderlichen Liebe, vorwärtsschauend in sehnsüchtiger Hoffnung. Was war ihnen da eine Menschheitsordnung wert, die doch zur Welt, die im Vergehen war, gehörte? Auch die paulinischen Mahnungen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit haben doch nur den Sinn, deutlich zu machen, daß im Grunde der Christ auf einer ganz andern Höhenlage des Lebens steht, als alle diese für die Welt im allgemeinen nötigen äußeren Zuchtmittel. Die Leidenschaft der ersten Christen gehörte nicht dem Staat und nicht dem Volkstum.

Inzwischen aber sind die Probleme andere geworden. Wir können nicht mehr so gleichgültig diesen Mächten gegenüberstehen. Die Weltlage, wie sie sich unter dem Einfluß der Geschichte, in der doch Gott waltet, gebildet hat, hat in steigendem Maße die Christen *in* die Welt hineingestellt. Damit aber ist ihnen auch die Verantwortung für das öffentliche Leben in steigendem Maße auf die Seele gelegt. Die Voraussetzungen, unter denen *wir*

leben, sind insbesondere auch unter dem Einfluß des Christentums selbst derart andere geworden, daß die Frage nach der Regelung unseres Verhältnisses zu Volkstum und Staat nicht einfach mit dem Hinweis auf den neutestamentlichen Befund zu erledigen ist. Um so weniger, als auch schon im Neuen Te ament selbst doch auch eine andere Stellungnahme als die bisher skizzierte uns entgegentritt.

Die Behauptung, das Christentum sei international gerichtet, es sei n u r interessiert am Gedanken der Menschheit, ist nämlich nur halb richtig. Mit ihr steht ohne Zweifel Jesus selbst in Widerspruch. Es gehört mit zu den merkwürdigsten und befremdlichsten Tatsachen der neutestamentlichen Überlieferung, daß Jesus sich mit einer ausgesprochenen Einseitigkeit als für das Volk Israel gekommen, als zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel berufen gewußt hat. Man kann im Angesicht mancher Worte z. B. in der Aussendungsrede Matth. 10 überhaupt zweifelhaft sein, ob der Gesichtskreis Jesu selbst schon in d e r Weise in die weite Welt, wie es der Missionsbefehl Matth. 28 voraussetzt, gegangen sein kann. Und so sehr das Wort Menschensohn, so sehr insbesondere die ganze, im Grunde unjüdische Art Jesu, so sehr die Freiheit seiner Botschaft von allen partikularistischen Bindungen innerlich der religi s-nationalen Eingeschränktheit entgegen ist, so sehr in der Verheißung des Wiederkommens als Weltrichter, so wie überhaupt im ganzen Reichgottesgedanken, so wie ihn Jesus ausgebaut hat, etwas Universalistisch-Weltumfassendes liegt, — so auffallend bleibt trotzdem die geradezu einseitige Eingeschränktheit des Arbeitszieles Jesu und seiner Jünger auf Israel. Diese ist ja nun zweifellos zum großen Teile bedingt durch das Bewußtsein, daß doch eben d i e s e s Volk als ein von Gott besonders erwähltes auch nun die messianische Zeit in besonderer Weise erleben soll. Aber liegt darin nicht doch die Anerkennung eingeschlossen, daß zum mindesten dieses Volk eine besondere Bedeutung, eine besondere nationale Eigentümlichkeit hat? Liegt nicht in Jesu hingebender Treue seinem Volke gegenüber auch eine tiefe Liebe, eine Gefühl tiefen Verpflichtetseins seiner Nationalität gegenüber? Kann man nicht infolgedessen doch von einem Patriotismus Jesu reden? Er hätte durch das Hinausgehen aus den Grenzen seines Volkes sich dem letzten Zusammenstoß mit seinen Feinden entziehen können. Ist nicht sein

Kreuz auch ein Zeichen der Treue, die er in dem nun einmal auf sein Herz genommenen Dienst an seinem Volke bis an das Ende bewährte?

Noch leidenschaftlicher bricht diese Liebe oft aus dem Munde des großen Heidenapostels heraus, aus dem Munde des Paulus. „Ich möchte am liebsten verflucht sein für mein Volk, wenn es zu retten wäre" — wer so spricht, fühlt sich in heftiger Liebe mit seinem Volke verbunden. Und obwohl auch hier natürlich der Gedanke an die besondere heilsgeschichtliche Sendung des jüdischen Volkes mitschwingt, — es sind doch natürliche nationale Gefühle, die hier religiös vertieft auftreten.

Aber selbst wenn man hier noch einige Fragezeichen machen würde, — die enge Verknüpfung zwischen religiöser Verpflichtetheit und Liebe zu einem doch ganz besonderen Volkstum ist gerade bei dem Verhältnis Jesu und Pauli zum jüdischen Volk schwer auseinanderzulösen —, etwas anderes ist zweifellos, dies nämlich, daß eine e i n s e i t i g e Betonung des Menschheitlichen nicht dem Grundzug des christlichen Glaubens entspricht. Die Gesamtauffassung der Welt ist nämlich doch beim Christentum nicht so geartet, daß die Welt nur als eine große, ungegliederte Einheit, eine Einerleiheit angesehen wird. Es gab auch damals kosmopolitische Strömungen, die etwa in der stoischen Popularphilosophie sich verkörperten, die, geblendet von der allumfassenden Größe des römischen Weltreiches, weder für das Individuelle noch für die Volkstümer ein Verständnis hatten, sondern allein für Menschheitsgedanken sich begeisterten; das Christentum aber hat von Anfang an weder den Unterschied zwischen Sklaven und Freien, noch zwischen Mann und Weib, noch zwischen Griechen und Barbaren geleugnet. Es hat allerdings behauptet, daß vor Gott diese Unterschiede nicht in Frage kommen, hat aber doch nicht damit sagen wollen, daß die Unterschiede, die bestehen, bedeutungslos seien. Dementsprechend hat das Christentum weder die Sklavenemanzipation noch die Emanzipation der Frau auf sein Programm geschrieben. Aus dem Hineingezogenwerden auch des verachtetsten Menschen in Gottes Gemeinschaft ist schließlich von selbst eine Erhebung aller dieser Menschen zu größerer verinnerlichter Menschlichkeit hervorgegangen, die aus inneren Gründen zur Aufhebung der Sklaverei, zur Gleichstellung der Frau mit dem Manne geführt hat, aber nicht so, daß deshalb die Eigentüm-

lichkeiten der Standesverhältnisse oder der Geschlechtsverhältnisse aufgehoben wurden, sondern daß sie erhalten blieben und nur erüberhöht wurden. Genau so ist es auch mit den Verschiedenheiten der Volksindividualitäten. Die hinter allen diesen Anschauungen stehende Gesamtauffassung des Lebens ist die, daß die Menschheit nicht angesehen wird als unterschiedslose Masse von im Grunde zusammenhanglosen Atomen. So wie Paulus die neue Menschheit, den in Christus sein Haupt findenden Leib Christi als Organismus schildert, so ist auch sinngemäß die natürliche Menschheit als Organismus vorzustellen, bei dem alle einzelnen Glieder individuelle Bedeutung, individuelle Funktionen haben. Entsprechend der Schätzung der individuellen Eigentümlichkeit des Einzelmenschen, aus der die Schätzung des individuellen Berufs als individueller Stätte treuen Gottesdienstes erwächst, ist auch die Menschheit als Ganzes aufzufassen als ein Leib, an dem die Einzelvolkstümer Glieder sind mit individuellen Anlagen und demgemäß individuellen Aufgaben. In deren Ausbildung und Pflege können sie allein der Gesamtmenschheit dienen, den von Gott ihnen gegebenen Beruf recht erfüllen. Diese Auffassung entspricht auch allein der Wirklichkeit. Das ist das Wundervolle an der Menschheit, daß sie in einem Reichtum von Volkstümern sich entfaltet und nun sich alles bis auf Wissenschaft und Kunst nach Volkstümern individualisiert. Wohl besteht darin auch eine Tragik des menschheitlichen Erlebens, jene Tragik, die in der Geschichte vom Turmbau zu Babel, in der Geschichte von der Sprachenverwirrung ihren sinnbildlichen Ausdruck gefunden hat. Und entsetzliche Leiden wachsen aus diesem gegenseitigen Nichtverstehenkönnen der einzelnen Volkstümer heraus. Hier liegen die tiefsten Wurzeln auch der Kriege. Aber andererseits besteht darin doch auch wieder die Herrlichkeit des menschheitlichen Erlebens. Was für eine Langeweile würde sich über die Welt ausbreiten, wenn es nicht den unübersehbaren Reichtum nationaler Kulturen gäbe, wenn etwa eine allgemeine menschheitliche Kunst und Kultur alle individuellen Eigentümlichkeiten verwischte. Tief angesehen, offenbart sich in dieser Vielfältigkeit der schöpferische Reichtum Gottes, der nicht nach dem Prinzip der Vereinerleiung, sondern der Differenzierung arbeitet. Das ist das große Ziel, das ihm vorschwebt, daß aus dem chaotischen Wogen der sich oft gegeneinander abgrenzenden individuellen Typen einmal

ein großer, heiliger Zusammenklang aller Verschiedenheiten zu einem großen, vieltönigen und doch harmonischen Kosmos werde.

Wenn aber diese Gedankengänge das Richtige treffen, dann liegt es auf der Hand, daß die Liebe zum Volkstum, die Pflege der nationalen Besonderheit nicht nur Christenrecht, sondern Christenpflicht ist. Und daran soll uns nicht etwa jetzt diese Zeit, die uns oft den Volksgenossen in so rätselhaft dunkler Beleuchtung zeigt, irre machen. Gerade das Beispiel Jesu, der bis zum Tode seinem Volke treu war, soll uns auch bis zum Tode treu im Dienste des Volkes, in das wir hineingestellt sind, machen. Hier liegt ein Stück heiligen Christenberufs. Dem Reich Gottes wird nicht dadurch gedient, daß man durch internationale Verwischung der Grenzen und Eigentümlichkeiten eine Einförmigkeit herstellt, die Gottes reichgestaltetes Schöpfungswerk entstellt, sondern nur dadurch, daß man die Mannigfaltigkeit pflegt, daß man das Stück Volkstum, das uns selbst als Gegenstand unseres Wirkens gegeben ist, in ein Stück Reich Gottes verwandelt.

Aber allerdings, die Arbeit des Christen an seinem Volkstum geht immer von der Voraussetzung aus, daß das Volkstum nicht das Letzte ist. Verherrlichung des Volkstums, ein Hurrapatriotismus um jeden Preis, ein Vergöttern auch der nationalen Fehler ist für einen Christen unmöglich. Wie alles Natürliche, so ist auch das Volkstum Boden für etwas, was werden, was sich auf der Grundlage des Volkstums nun aufbauen soll. In jedem natürlichen Volkstum ist der ihm zugrundeliegende Gottesgedanke nicht in reiner Vollkommenheit vorhanden, sondern in entstellter Verderbtheit. Das aber ist die Aufgabe, die wir haben, diesen Gottesgedanken nun herauszuarbeiten, dieses Stück uns gegebenen Landes nun umzuwandeln in ein Stück Gottesreich. Der höchste Nationalfeiertag des Christen ist deshalb der Bußtag, die ganze Innigkeit der Liebe des Christen zu seinem Volkstum zeigt sich darin, daß er in Liebe ihm zur Buße verhilft. Das ist die rechte Liebe zur Nation, nicht daß man sie anbetet, nicht daß man für sie schwärmt, sondern daß man sie am höchsten Maßstab mißt, daß man die ihr gegebene Natureigentümlichkeit von allen gottwidrigen Schlacken reinigt und im Lichte der höchsten Maßstäbe daran arbeitet, daß sie sich Gottes Willen unterwirft, daß der in ihr geschichtlich gewordene Gottesgedanke in voller Reinheit heraustritt.

Nicht ganz so einfach ist nun allerdings das Verhältnis des Christentums zum Staat zu bestimmen. Es tritt uns freilich die Ansicht entgegen, daß Staat und Volkstum sich im Grunde doch deckten, daß der Staat nichts anderes sei als das rechtlich organisierte Volkstum. Aber abgesehen davon, daß es kaum Staaten gibt, die nicht aus geschichtlichen oder strategischen Gründen auch fremde Bestandteile in sich fassen, ja daß es immer Staaten gegeben hat, die von vornherein Nationalitätenstaaten gewesen sind, wie z. B. die Schweiz oder das frühere Österreich-Ungarn oder die heutige Tschecho-Slowakei, so ist doch der Staat auch innerlich etwas sehr vom Volkstum zu Unterscheidendes. Das Volkstum hat sich in den meisten Fällen unmittelbar aus natürlichen Bedingungen entwickelt. Klimatische Bedingungen, geschichtliche Führungen, Schwierigkeiten, mit denen zu ringen war, haben die Volksindividualität geschaffen, in die man nun hineingeboren wird, wie in die Familie, wie in die auch sonst uns gegebene natürliche Umwelt, so daß eine Fülle von natürlichen Gefühlen uns mit unserm Volkstum tief verbindet. „Muttersprache, Mutterlaut", „Heimat", „Vaterland", alles das klingt unmittelbar im Herzen wieder. Für das Vaterland zu leben und zu sterben ist uns selbstverständlich. Die Sehnsucht nach der heimischen Bauweise, nach den heimischen Sitten werden wir in der Fremde nicht los, das Heimweh kann zur verzehrendsten Krankheit werden. Aber kann man sich ein gleiches Verhältnis zum Staat denken? Es gibt wohl hochentwickelte Menschen, denen auch beim Worte Staat die Augen leuchten, die ein heilige Ehrfurcht vor dem Staatsgedanken haben. Im ganzen aber wird das Wort Staat uns unwillkürlich kalt anmuten. Es hat keinen Erdgeruch an sich, es ist etwas Künstliches dabei, es ist schwer, ein persönliches Verhältnis zum Staat zu bekommen. Solange noch an der Spitze eines Staates eine Person steht, solange noch ein Königtum oder Kaisertum da ist, ist das Verhältnis zum Staat leicht persönlich zu gestalten. In Form der Liebe zum König oder Fürsten, in der treuen Anhänglichkeit und Verbundenheit zum Fürstenthron kann es auch eine Liebe zum Staat geben, der im Fürsten seine Spitze und Ausprägung hat. Aber den modernen republikanischen Staatsgebilden gegenüber kommt es erheblich schwerer zu einer derartigen Beziehung; es muß da schon die Begeisterung für eine besonders freie und eigenwüchsige Staatsform, ein freier Bürgerstolz etwa die Staatsbürger innerlich erfüllen, oder es muß ein sehr starker nationaler Chauvinismus vorhanden sein, der von dem Bewußtsein erfüllt ist, eine bestimmte Weltsendung zu haben, ein Bewußtsein, das hier und da (im Alten Testament oder in Calvins Genf) auch religiös fundamentiert auftritt. Deshalb ist auch das Verhältnis des Christen zum Staat erheblich schwieriger zu bestimmen als zum Volkstum, und mit verstärkter Gewalt tauchen hier jene vorhin zum Ausdruck gebrachten Bedenken auf, daß doch der Staat für die Christenheit eigentlich ein schweres Problem bedeuten muß, der Staat, dieses machtgepanzerte Gebilde ohne Seele und ohne Wärme.

Aber auch hier ist es doch nicht richtig, wenn man sich dieses Verhältnis notwendig so vorstellt, daß der Christ den Staat verneinen müsse. Vorhin wurde der Staat nur rein mit dem Gedanken der Macht in Beziehung gesetzt. Aber so einfach ist das Wesen des Staates nicht zu bestimmen. Er hat noch andere Seiten, und vor allem um dieser andern Seiten willen muß der Christ im Staat ein Gotteswerk sehen, an dem mitzuarbeiten, dem sich unter- und einzuordnen zu seinen höchsten Aufgaben gehört.

Wenn man sich einmal vergegenwärtigt, aus was für Beweggründen ein Staatswesen einer auch noch so kleinen Art erwächst, so wird man wohl vermuten dürfen, daß überall in der Welt das Bedürfnis nach Schutz eines Dorfes oder eines Gaues gegen Rechtsbruch von außen her die Notwendigkeit einer Schutzorganisation nahegelegt haben wird. Und diesen Schutz gegen Rechtsbruch brauchte der Gau nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. Als Rechtsschaffer haben Häuptlinge und Herzöge gewaltet, ehe es ein ausgebildetes Königtum gab. Um mit größerem Erfolg Recht schaffen zu können, war der Zusammenschluß von vielen Gauen zu einem Staatswesen einfach eine Notwendigkeit. Die Verhältnisse im alten Israel wie im alten Deutschland z. B. zeigen überall dieselbe innere Logik, das Drängen nach Rechtsverhältnissen durch die Begründung einer starken, machtvollen äußeren Autorität. Das größte weltgeschichtliche Beispiel eines gewaltigen Machtstaates, das römische Reich, hat im römischen Recht in staunenerregender Weise eine großartige Verkörperung seines innersten Willens sich geschaffen.

Der Rechtscharakter des Staates ist z. B. auch für des Paulus folgenreiche Worte Römer 13 entscheidend gewesen, er hat ihm jene Worte in den Mund gelegt, in denen wohl die Überzeugung durchklingt, daß der wahre Christ in einer andern Welt lebt als der Welt, in der man den Richter zu fürchten hat, in der aber doch zu gleicher Zeit die Ehrfurcht vor einer großen Organisation, die für Recht sorgt, die den Guten schützt und den Schlechten schreckt, lebendig ist. Dieses Erkennen des Rechtscharakters des Staates hat auch Jesus zu seiner freien Unterwerfung unter die Obrigkeit veranlaßt, zu jener wundervollen, aber doch auch ehrfürchtigen Stellung, die er z. B. Pilatus gegenüber einnahm. Diese Einsicht ist auch für Luthers Schätzung des Staates und der Obrigkeit maßgebend als des Schaffers für Ordnung und für äußere Zucht.

In diesen Gedanken liegt aber auch tatsächlich ein sehr gewichtiger Gesichtspunkt für die Beurteilung der grundsätzlichen Stellung des Christen zum Staat. Auch der Mensch, dem als die eigentliche Sphäre seines Handelns die Liebe gilt, ist interessiert am Recht. Liebe ist nur möglich auf Grund von Ordnung, ein Kampf aller gegen alle macht jede Liebesübung unmöglich. Voraussetzung der Organisation der Menschen durch Liebe ist infolgedessen die Organisation der Menschen durch Recht. Und umgekehrt auch die Liebe selbst, wenn sie echte Liebe ist, will und muß wollen, daß jeder Mensch *in seinem Recht geschützt* werde. Ein christlicher Liebesanarchismus, wie er manchem Religiös-Sozialen heutzutage vorschwebt, führt schließlich dazu, daß selbst, wenn die Menschen alle ideal wären, was sie nicht sind, die Liebe selbst Ordnungen schaffen muß. In dem Augenblick aber, wo die Liebe Ordnungen schafft, muß sie auch für Unterwerfung unter ihre Ordnungen sorgen, tritt also aus dem Bereich der Liebe selbst heraus, und die Ordnungen müssen ihre eigene Organisation bekommen, falls sie nicht wieder auf die Liebe unterdrückend zurückwirken sollen.

So muß denn der Mensch der Liebe die Rechtsordnung achten und kann sie nicht verneinen. Da nun aber zur Aufrechterhaltung von Ordnung auch Macht gehört, so muß auch der Christ zum Staat als Machtstaat eine positive Stellung einnehmen. Eine Obrigkeit ohne Macht kann nicht für Recht sorgen, weder nach außen noch nach innen, das zeigt die Gegenwart in aller Klarheit. Deshalb ist auch der Satz Jakob Burkhardts, daß Macht an sich

böse sei, falsch. Macht, die nur Macht ist, ist böse, Macht aber, die Recht schafft, ist gut, ist gottgewollt. Indem der Staat mit seiner Macht für Recht sorgt, tut er ein Gotteswerk. Gott will Recht, er als die heilige Macht des Guten ist auch der Hüter des Rechts, durch die Gottesordnung des Staates führt er diese Tätigkeit aus. Es ist also die Unterwerfung unter den Staat für den Christen eine im tiefsten religiösen Bewußtsein verankerte Aufgabe, der man sich nicht entziehen kann.

Dazu kommt noch ein Zweites. Der Staat ist seit der Reformation in steigendem Maße nicht nur Polizeistaat, Rechtsstaat, sondern *Kulturstaat* geworden. Unter dem Einfluß des Christentums hat er es als seine Aufgabe erfaßt, Volkserzieher zu sein, sich verantwortlich zu wissen für die ihm anvertrauten Staatsglieder. Die katholische Staatsauffassung allerdings möchte am liebsten wieder diesen ganzen Staatsgedanken aufgeben, ihr schwebt der Gedanke vor, daß die Kirche die Organisation der geistigen Kultur in der Hand haben müsse, während der Staat nur als allgemeine Rechts- und Wirtschaftsorganisation etwas zu bedeuten habe. Und in der Tat, man kann zweifelhaft werden, ob nicht dann, wenn nach dem parlamentarischen System die Sorge für die Schule oder die Pflege der nationalen Kultur, der Kunst, der Museen, des Theaters in die Hände wechselnder Mehrheiten gelegt werden, doch sehr üble Folgen entstehen können, so daß infolgedessen nur eine scharfe Trennung zwischen Staat und Kulturaufgaben zu ersprießlichen Zielen führen könne, zum mindesten etwa in dem Sinne, wie Steiner es in seinem dreigliedrigen Organismus will. Zweifellos besteht darin eine große Gefahr, daß der Staat kraft seines Machtcharakters, wenn er die Sorge für die inneren Kulturaufgaben des Volkes in Anspruch nimmt, überall hineinregiert, daß er Gewissen vergewaltigt, daß er die Kultur im tiefsten Sinne schädigt. Die grausame Religionspolitik vergangener Zeiten, auch die zum Teil die Gewissen bedrückende heutige Schulpolitik des Staates bietet dafür genügend Beispiele. Trotzdem aber würde man dem Staat seine wichtigste Aufgabe nehmen, wenn man ihm diese Arbeit abnehmen würde. Zudem könnte diese Aufgabe auch gar nicht durchgeführt werden; wenn nicht z. B. durch Schulzwang die Schule unterstützt würde oder durch Bereitstellung der Mittel für Wissenschaft oder Kunst allen diesen Mächten die Arbeitsmöglichkeit gegeben würde, dann

würde diese Arbeit ungetan bleiben und das Volk leiden. So sehr deshalb dafür gesorgt werden muß, daß der Staat in seinem Einwirken auf den inneren Betrieb der Arbeit allerhöchstens auf Sicherung gegenüber unmittelbar staatsfeindlichem Wirken beschränkt bleibt, die Ausdehnung der Arbeit des Staates auf die Sorge für die innere Kultur des Volkes darf nicht wieder rückgängig gemacht werden. Weil es nun aber auch im Interesse des Christentums liegen muß, daß alle die geistigen Werte, in denen sich Gott in seinem Reichtum offenbart, in der Welt sich wirklich kraftvoll entfalten, ist die Mitarbeit des Christen an allen diesen Aufgaben eine einfache religiöse Pflicht.

In der neuesten Zeit entwickelt sich der Staat immer mehr auch zum Träger und Ordner des wirtschaftlichen Lebens. Wir werden auf das hier vorliegende ethische Problem noch näher zu sprechen kommen. Auch hier liegt die Sache so, wie beim Staat als Rechtsstaat und als Kulturstaat. Würde das wirtschaftliche Leben ohne die staatliche Ordnung einfach der rein natürlichen Entwicklung preisgegeben, dann würde die Einzelpersönlichkeit mit ihren Ansprüchen an das Leben in Gefahr stehen, völlig unterdrückt zu werden. Außerdem gibt es eine ganze Reihe von Wirtschaftszweigen, die durch die staatliche Leitung allein so arbeiten, daß dem Ganzen wirklich gedient wird. So bedenklich für das Wirtschaftsleben selbst die Verstaatlichung des ganzen Wirtschaftslebens sein könnte, — daß der Staat als Ordnungs- und Schutzgewalt ein Wort innerhalb seiner Entfaltung mitzusprechen hat, ist einfach notwendig, und vom Standpunkt des Christentums aus muß alles, was verhindert, daß der Mensch ein widerstandslos in den Wirtschaftsprozeß eingespannter Maschinenteil werde, unterstützt werden. Auch hier ist deshalb eine Verneinung des Staates unmöglich, eine Mitarbeit am Staate unumgänglich.

Aus alledem folgt, daß der Staat für den Christen als eine Gottesordnung anzusehen ist, der gegenüber er sich bejahend verhalten muß, daß er sich der Mitarbeit an seinen Aufgaben nicht innerlich entziehen darf, sondern sie als ein Stück Gottesdienst anzusehen hat, daß er sich auch am politischen Leben mit Tatkraft beteiligen muß. Aber allerdings man muß sich andererseits auch vor Staatsvergötterung hüten. Mit Notwendigkeit wird der Staat, wenn er sich selbst als das Höchste ansieht, dazu verführt, die ungeheure Macht, die er hat, zu mißbrauchen und sich im

Glanze seiner Macht zu sonnen. Der Staat hat als Gewalt, der er Rechenschaft schuldig ist, über sich Gott. Infolgedessen ist die Formel, die Macht ohne weiteres mit Recht gleichsetzt, sehr bedenklich. Macht ist Verantwortung. Überall, wo es auch sei, wo einer Ordnung oder einem Menschen Macht gegeben ist, muß diese Macht dessen sich bewußt sein, daß sie Rechenschaft abzulegen hat. Jeder Beamte des Staates muß sich als Haushalter, von Gott eingesetzt, wissen, muß daran denken, daß er, sei es nun auf dem Gebiet der äußeren oder der inneren Politik, heilige Pflichten zu erfüllen hat, die nur mit sehr großem Ernst richtig auszuüben sind.

Noch nach einer andern Richtung hin muß der Staat Bescheidenheit lernen. So hohe und heilige Aufgaben er hat, er kann doch nur für äußere Ordnung sorgen, er kann nur Grundlagen schaffen, nur das Gestrüpp reinigen, aber das eigentliche Leben kann er nicht schaffen oder aufbauen. Wer sich nur das als Ziel setzt, das Ideal eines korrekten Staatsbürgers zu verwirklichen, der hat noch nicht seine eigentliche Aufgabe erkannt. Die tiefsten Werte kommen ins staatliche Leben erst dadurch hinein, daß Wärme in das Gerippe gebracht wird. Das ist die eigentliche Aufgabe des Christen dem Staat gegenüber: die Durchdringung des staatlichen Lebens mit persönlichen Lebenswerten; die Menschen, die Träger der äußeren Ordnung, müssen vor allem zu Menschen des Dienstes, des Opfers, der Liebe werden. Der Staat ist eben doch nur Vorbereitung, nichts Endgültiges; das Endgültige ist das Reich Gottes, ist jener innerliche, die Menschen verbindende Zustand, bei dem sie in voller Freiheit, ihre Selbstsucht überwindend, Gott im Glauben hingegeben, dem Nächsten in der Liebe verbunden, sich gegenseitig dienen.

* * *

Aber nun entstehen doch sehr ernste Schwierigkeiten, mit denen man trotz dieser grundsätzlichen Einsichten nicht so leicht fertig werden kann. Der Staat hat göttliche Art an sich. Aber das Leben des Staates führt doch ganz ungewollt in Lagen hinein, die wirklich so ungöttlich wie nur möglich sind. Er hat die Aufgabe, unter Umständen für den Bestand des Volkstums die Entscheidung durch die Waffen, also durch Mordwerkzeuge fürchterlicher Art,

anzurufen. Und auch im Frieden ist er gezwungen, zu seiner Selbsterhaltung einer vielleicht lügnerischen, jedenfalls unoffenen Politik sich zu bedienen. Kann der Krieg, kann die lügenhafte Diplomatie vom Standpunkte einer Weltauffassung, die die Feindesliebe auf ihr Panier schreibt und die Wahrhaftigkeit unter allen Umständen fordert, bejaht werden? Muß nicht der Christ den Kriegsdienst verweigern? Muß nicht ein Christ darauf verzichten, Diplomat zu werden? Ist er nicht gezwungen, einer Organisation, die nur durch solche Mittel bestehen kann, die Gefolgschaft zu kündigen? Die Lösung dieser Frage macht besonders in der heutigen Welt große Schwierigkeiten. Wir hören Stimmen, die uns zurufen: ein Staat, der seine Aufgabe tief auffasse, müsse lieber sich entschließen, Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun, müsse also den Krieg unter allen Umständen vermeiden. Das sei die Aufgabe des christlichen Staates, durch Selbstopfer den Feind schließlich zu entwaffnen. Und eine christliche Politik dürfe sich aller der Mittel der gewöhnlichen äußeren Politik, also auch der Lüge oder auch der Spionage, nicht bedienen, auch wenn dabei das Staatswesen selbst Schaden leiden sollte. Andere haben eine scharfe Scheidung zwischen Privat- und Staatsmoral empfohlen, haben ausgesprochen, daß man allerdings vom Staat nicht verlangen dürfe, sich selbst aufzugeben, daß demgemäß der Staat hier eigenen Gesetzen folgen müsse, während die Privatmoral sich durch die Bergpredigt ihre Gesetze vorschreiben zu lassen habe. Natürlich fehlt es auch nicht an Stimmen, die aus der Unmöglichkeit, auf dem Gebiete des Staatslebens ohne Selbsterhaltungsmoral auszukommen, die Unmöglichkeit einer Moral der Selbstlosigkeit überhaupt ableiten und deshalb rücksichtslose Selbstsucht zum allgemeinen Moralprinzip erheben.

Aber alle diese Lösungen kranken doch daran, daß sie undurchführbar sind. Ein Staatsmann, der den Versuch machen würde, als verantwortlicher Leiter seines Staatswesens nach dem Grundsatz zu handeln, durch Selbstopfer den Feind zu entwaffnen, hat nur dann ein Recht zu solchem Handeln, falls er seines Erfolges sicher ist. Dann aber ist sein Handeln nichts als ein sehr kluges Mittel der Selbsterhaltung, hat aber mit christlichen Grundsätzen nichts zu tun, da es sich auf jeden Fall bei der christlichen Forderung der Lebenshingabe nicht handelt um ein Handeln kluger Berechnung aus der Erwägung heraus, durch Sanftmut setze ich mich

durch, — damit würde ja das Handeln des Christen im höchsten Maße selbstsüchtig, — sondern um ein Handeln aus wirklicher Selbstvergessenheit heraus ohne irgendeine Spekulation auf einen Erfolg. Falls aber der Staatsmann das Selbstopfer des ihm anvertrauten Staates so in die Wege leitet, daß der Staat dabei zugrunde geht, falls er sagt: ich darf als Christ nicht diplomatische Schleichwege brauchen, ich bediene mich keiner Spionage, ich will eine weiße Weste behalten auch auf die Gefahr hin, daß der Staat zugrunde geht, ich vermeide unter allen Umständen jede Auseinandersetzung mit den Waffen, und nun geht tatsächlich sein Staatswesen zugrunde, — dann hat er die Aufgabe, die er als Christ bekommen hatte, nicht gelöst. Der Staatsmann hat nicht für sich, sondern für die G e m e i n s a m k e i t zu handeln. Er darf sich nicht „an dem Feuer seines brennenden Staatshauses" die Hände wärmen mit dem Bewußtsein: ich habe nicht gelogen, sondern er hat für die Erhaltung des Staates im Interesse seines Volkes zu sorgen.

Noch aus einem andern Grund ist es schlechthin unmöglich, daß ein Staatsmann etwa das Dasein des Staates aufs Spiel setzt. Der Staat ist nämlich selber eine Art von Gesamtindividuum. Ebenso wie nun die Forderung der Selbsthingabe nicht den Selbstmord fordert, sondern nur möglich ist, wenn das Ich selbst als Lebensträger erhalten bleibt, so ist die Voraussetzung der Erfüllung sittlicher Pflichten durch das Staatswesen seine Erhaltung als Lebensträger. Auch beim Staat ist es so, daß seine eigentliche sittliche Betätigung nicht darin liegt, daß er sich selbst äußerlich lebendig erhält, sondern daß er ewige Werte in sich hineinbildet, daß er die dem Volke gegebenen natürlichen Anlagen so entwickelt, daß innerhalb der großen Menschheit der von Gott dem Staatsindividuum aufgegebene Gottesgedanke zu reiner Verwirklichung kommt. Aber die Voraussetzung dafür ist die Ausbildung und Erhaltung des Staatsindividuums selbst. Im gegebenen Falle muß der Staat auch willig sein, das zur Verteidigung dieser natürlichen Grundlage alles seines Wirkens Nötige mit Entschlossenheit zu tun. Daraus geht aber schon hervor, daß es sich, grundsätzlich betrachtet, nicht etwa um zwei verschiedene Moralen hier handelt. Nie würde sich auf die Dauer eine Privatmoral, die Selbsthingabe verlangt, aufrechterhalten lassen, falls der Staat rein selbstsüchtig ist. Vielmehr muß man mit aller Klarheit sowohl

für das Einzelindividuum wie für den Staat unterscheiden zwischen dem technischen Zweckmäßigkeitsgesichtspunkte und dem sittlichen Gesichtspunkte. Daß das Individuum ißt und trinkt, daß es das Zweckmäßige tut, damit es sich entfalten kann, daß es sich gesund erhält, daß es alle gegebenen Anlagen möglichst in sich ausbildet, das ist nicht böse Selbstsucht, sondern das begründet einfach erst einmal die Möglichkeit sittlichen Handelns und Wirkens. Im einzelnen wird solches Handeln nicht in erster Linie von sittlichen Maßstäben bestimmt, sondern das Einzelne richtet sich zunächst danach: was ist zweckmäßig, was ist klug, was ist verständig? Es handelt sich eben hier um ein Stück der weiten Gebiete des rein technischen Handelns. Ebenso wie zum Ingangsetzen einer Maschine die Beachtung einer Fülle von technischen Regeln gehört, so ist auch die rein vitale Erhaltung des Lebens des einzelnen Menschen nur durch Beobachtung solcher Regeln möglich. Solche Regeln aber müssen ebenso bei der Erhaltung eines Staatsindividuums beachtet werden. Der gewissenhafte Staatsmann muß deshalb zunächst einmal klug und verständig handeln. Er muß die Lebensgesetze eines Staatskörpers genau kennen und sein Handeln auf sie einstellen. Darüber hinaus aber hat er die Pflicht, den Staatskörper nun mit geistigen Ideen, mit einer Kultur zu durchdringen, zu einem Glied des Gottesreichs zu machen. Die eigentlichen sittlichen Aufgaben eines Staatswesens fangen erst oberhalb der Grenzen dieser vitalen Sorgen an. Wer sagt, der Staat müsse selbstsüchtig handeln, das sei die Moral des Staates, — hat nicht verstanden, daß, soweit der Staat selbsterhaltend handeln muß, es sich gar nicht um das Gebiet des Moralischen handelt, daß aber gleichzeitig der Staat glücklicherweise noch mehr zu tun hat, als nur für seine Selbsterhaltung zu sorgen. Wer aber diesen Sachverhalt eingesehen hat, der wird auch gegen den Gedanken gefeit sein, als ob die Tatsache der Staatsselbstsucht etwa beweise, daß im Grunde auch das Individuum kein höheres Sollen kennen dürfe, als für sich selbst zu sorgen. Weder bei dem einen noch bei dem andern geht das Sollen auf in der Selbsterhaltung, sondern fängt erst eigentlich an, wenn man vor der Frage steht: wofür erhalte ich mich eigentlich, und wenn das Gewissen uns in die größere Welt, in die Gemeinschaft hineinweist, in der nun erst sich die eigentlichen Ziele unseres sittlichen Wirkens auftun.

Aber kann man denn nun wirklich mit solchen Gedanken auch den Krieg etwa rechtfertigen? Kann man ein so tief in das Leben der Menschen eingreifendes Ereignis einfach als ein Lebensgebiet behandeln, das einer sittlichen Beurteilungsweise gar nicht unterliegt, sondern von technisch-zweckmäßigen Gesichtspunkten aus betrachtet werden muß? Ein Handeln, das Städte zerstört, Menschen vernichtet, ins Leben der Völker Elend und Jammer hineinbringt, kann doch nicht einfach vom sittlichen Maßstab ausgeschlossen sein. Und das christliche, an der Forderung der Feindesliebe geschärfte Urteil kann doch nicht einfach solch ein furchtbares Tun gleichgültig hinnehmen. — Selbstverständlich unterliegt auch das eben charakterisierte technische Handeln, soweit es ins persönliche Leben eingreift, dem sittlichen Maßstab. Auch der Arbeiter, der verständig an seiner Maschine arbeitet, — als Arbeiter, der eine Pflicht hat, hat er eine sittliche Betätigung zu erfüllen. Die Treue und Zuverlässigkeit seiner Arbeit macht sie noch nicht technisch gut, aber auch umgekehrt, die technische Tadellosigkeit kann sich doch mit einer schlechten Gesinnung vertragen. Es wird demgemäß natürlich ein technisch-zweckmäßiges Handeln vom sittlichen Gesichtspunkt aus als innerlich anstößig sich herausstellen können. Vor allem einer solchen furchtbaren Wirklichkeit wie einem Kriege gegenüber gilt dies. Daß hier schwere Gewissenskonflikte entstehen können, läßt sich nicht vermeiden. Daß hier zwischen der der Gesamtheit gegenüber übernommenen Verpflichtung, für die Erhaltung des Staatswesens zu sorgen, und der Möglichkeit, durch eine Handlung im Dienste dieser Erhaltung trotzdem Pflichten der Liebe und der Fürsorge zu vernachlässigen oder zu schädigen, ein Kampf entstehen kann, wer könnte es leugnen? Es liegt hier eine eigentümliche Verkettung der Probleme vor. Es kann für den verantwortungsvollen Staatsmann die Ausführung einer technisch-zweckmäßigen Handlung zur sittlichen Forderung werden, und doch kann diese technisch-zweckmäßige Handlung unter einem andern Gesichtspunkte als andersgeartet erscheinen, als böse, es kann die Verpflichtung, im Dienste der Allgemeinheit zu handeln, ihn dazu veranlassen, daß er selbst die furchtbare Aufgabe des Kampfes mit den Waffen auf sich nimmt, falls diese Aufgabe technisch notwendig ist.

Wir dürfen nicht durch Verstandesreflexionen den Staatsmann entlasten, wir müssen das Paradoxon anzuerkennen wagen, daß

eine schwere, das Gewissen belastende Handlung zur Pflicht werden kann. Wir dürfen den Krieg wahrlich nicht zu einer sittlich unanfechtbaren Sache machen; nur als letztes Auskunftsmittel kann er möglich erscheinen, und alle Bestrebungen müssen unterstützt werden, die dazu dienen können, unnötige Kriege zu vermeiden.

Aber alle diese Erwägungen dürfen doch nicht dagegen blind machen, daß der Krieg noch unter andern Gesichtspunkten betrachtet werden kann. So entsetzlich der Krieg ist, so kann er doch, wenn er nun ausgekämpft wird — das soll man nicht vergessen —, Seiten erhabener und heiliger Art an sich haben. Er ist ein sehr widerspruchsvolles Gebilde; unter welch verschiedener Beleuchtung erscheint er doch in der Geschichte! Gewiß auch als Raubkrieg, als Krieg zur Mehrung dynastischer Macht, aber doch auch als Religionskrieg, als Befreiungskampf! Man kann nicht so einfach den „Krieg" als eine, ethisch betrachtet, eindeutige Größe ansehen. Wie oft bietet im Krieg ein Volk sein Sein selbst an, um sich fähig zu erhalten, seine Sendung in der Weltgeschichte durchzuführen. Es kann der Krieg, ideal genommen, das Selbstopfer des Volkes im Dienste seiner Menschheitsaufgabe bedeuten. Wenn wir in den vergangenen Jahren oft das Bewußtsein hatten, aus dem Donner der Schlachten Gottes Stimme zu vernehmen, wenn wir das Bewußtsein eines heiligen Werkes hatten, wenn der August 1914 vor allem uns das Erlebnis bescherte, daß wir nun erst erkannten, was Liebe ist, daß wir unser Ich einmal ganz vergaßen, um für die Gemeinschaft, in die Gott uns gesetzt hatte, auch das Leben zu opfern, so waren das keine Irrtümer, sondern es waren das Erlebnisse, die die Tiefen des Problems „Krieg" viel mehr erschöpfen, als wenn man nur von dem schrecklichen Völkermorden oder von unnützen Opfern spricht. Man muß sich vergegenwärtigen, daß eben doch, so sehr auch für das soziale wie für das individuelle Leben dieselbe sittliche Forderung gilt, sie angewandt auf das Leben des Staates noch zu andern Folgerungen führt, als angewandt auf das Einzelindividuum. Wenn im Verhältnis von Mensch zu Mensch z. B. der Verzicht auf Geltendmachung des Rechts dazu führen kann, das Gute zum Siege zu führen, so kann derselbe Verzicht durch den Staat höchste Lieblosigkeit bedeuten gegenüber seinen Staatsbürgern. Eintreten des Staates für seine Bürger ist Pflicht der Liebe. Es ist furchtbar, daß solches

Eintreten Formen annehmen kann, die das Gewissen des Staatsleiters unendlich schwer belasten. Diese Lasten muß er tragen können, und er soll auch darunter leiden. Was ihn aber tapfer machen muß, ist das Bewußtsein, daß er für die Gesamtheit handelt und daß darin die Größe, aber auch die Schwere seines Amtes liegt, im Interesse der Gesamtheit auch Handlungen tun zu müssen, die ihm schwer sind.

Ebenso wenig aber wie der Krieg kann auch an und für sich die politische Tätigkeit, auch wenn sie gelegentlich unoffen vorgehen muß, unter ein reines Verwerfungsurteil gestellt werden. Die Politik, d. h. das staatserhaltende Handeln des Staatsmanns, muß natürlich darauf Rücksicht nehmen, daß sie nun auch wirklich alles tut, alles Kluge und Verständige, technisch Richtige, was den Organismus des Volkes lebendig erhält. Aber man muß nicht denken, als ob dieses Kluge und Richtige nun etwas Hinterhältiges und Gemeines sein müßte. Die Aufgabe einer wirklich großzügigen Politik ist schöpferisch. Einerseits dem Leben des Volkes nach innen, der geistigen und wirtschaftlichen Ausgestaltung des nationalen Lebens neue Wege zu weisen, andererseits aber auch im großen Völkerleben zur Arbeit an großen Menschheitszielen Völker und Staaten zusammenzufassen, das ist doch die eigentliche große Aufgabe, die hier gestellt ist. Bismarck wird als Politiker nicht richtig geschildert, wenn man ihn nur als „Fälscher" der Emser Depesche nimmt, sondern man muß, um seine politische Bedeutung zu verstehen, auch an seine weitsichtige Bündnispolitik denken. Gerade reine Persönlichkeiten mit einem großen reinen Wollen sind hier besonders nötig, und es wäre sehr traurig, wenn etwa sich ernste Christen aus Furcht vor Befleckung von jeder staatsmännischen Tätigkeit zurückziehen wollten.

Aber muß denn nicht der Christ vor allem die Sünde fürchten? Ganz gewiß. Indessen man muß sich vorsehen, daß man nicht aus Angst vor der Sünde vielleicht überhaupt notwendige Taten ungeschehen sein läßt. Ängstlichkeit vor der Sünde kann unter Umständen größere Sünde erzeugen. Ist doch das Unterlassen dessen, was gut ist, nicht minder eine Sünde, als das Tun dessen, was böse ist. Wir wissen nie, ob nicht ein Gutes, das wir zu tun begehren, uns auch in große innere Nöte hineinführen kann. Es ist nötig, daß man solchen Möglichkeiten mit tapferem Sinne begegnet. Die Welt ist nicht so eingerichtet, daß wir als vollkommene

und unbefleckte Menschen durch sie hindurchkommen, sie klebt voll Pech, und man muß sich an ihr besudeln. Andererseits sind wir doch in sie hineingestellt, ihr Salz und Licht zu sein. Es wäre höchste Pflichtvergessenheit, aus Furcht vor der Berührung sich ihr zu entziehen. Aber wir sind nicht in sie hineingestellt, ohne daß uns ein Trost mitgegeben ist, der uns aufrichten kann. Wenn Gott nur dem Vollkommenen und Gerechten gnädig wäre, dann wären wir allerdings verloren. Aber im Mittelpunkte unseres ganzen christlichen Glaubens steht der Glaube an den Gott, der dem Sünder gnädig ist. Mit dem ernsten Willen, im Dienste Gottes seine Aufgabe an der Welt zu erfüllen, in der Gewißheit, daß Gott uns den Weg so ebnen kann, daß er uns auch vor der Befleckung mit ihr bewahrt, aber gleichzeitig mit dem Bewußtsein, daß, wenn ohne unsern Willen die Arbeit an der Welt uns in die Sünde hineinführt, Gott uns Gnade erweist, gilt es an die Arbeit zu gehen, seine Pflicht zu tun und auch schwierigen und schmutzigen Aufgaben, falls sie nötig sind, nicht auszuweichen.

Die Sache liegt also nicht etwa so, daß deswegen, weil der Zweck gut ist, den wir im Auge haben, damit auch die Mittel und Wege geheiligt würden, die diesem Zwecke dienen. Solch ein Grundsatz muß das Gewissen einschläfern und muß die Menschen direkt anleiten, Böses zu tun, in der Gewißheit, der gute Zweck heilige alles. Sünde bleibt Sünde. Unter die schärfsten Maßstäbe soll man sein Handeln und seine Gesinnung stellen. Auch das unsittliche politische Handeln soll man als solches empfinden und brandmarken. Aber man soll deshalb nicht alles politische Handeln verwerfen und unterlassen, weil es unter Umständen ohne Lügen oder Zweideutigkeiten nicht abgeht, sondern man soll wohl leiden darunter, daß die Welt so ist, wie sie ist, aber trotzdem im Vertrauen auf Gottes Gnade an ihr mit tapferem Mut schaffen.

Und zwar zugleich schaffen, daß sie *anders* werde. Das Material allerdings, an dem wir zu arbeiten haben, ist spröde und die Aufgabe unerschöpflich. Aber jeder ernste christliche Staatsmann hat die Aufgabe der Versittlichung der Politik mit Tatkraft in Angriff zu nehmen, damit die Welt erträglicher werde. Jeder Christ kann damit auf dem Gebiete der Parteipolitik im Kreise seiner Partei einen Anfang machen und für Anstand und Wahrhaftigkeit sorgen. Der wichtigste Beitrag des Christentums aber

für die Versittlichung des Staatslebens wird immer der Einfluß sein, den christlicher Glaube auf den *Charakter* der Staatsbürger und Staatsbeamten hat. Das ganze Leben des Staates würde erfreulicher sein, wenn Treue und Redlichkeit, wenn Freundlichkeit und Liebe, wenn Entgegenkommen und Nachsicht das Verhältnis der Einzelnen zu ihrem Beruf und zu ihrem Nächsten bestimmte. Der alte reformatorische Gedanke, daß der Gegendienst, den die Religion der Obrigkeit für ihren Schutz leistet, die Erziehung der Staatsbürger zu pflichttreuen und tüchtigen Menschen sei, ist von dauerndem Wert. Es würde viel bedeuten, wenn z. B. alle Christen, die beruflich mit Menschen zu tun haben, z. B. Beamte, die Wärme ihrer aus Gott geborenen Liebe in ihr Verhältnis zu dem Nächsten einströmen ließen. Vieles würde dadurch erträglicher werden, und die Schwierigkeiten, die in dem Problem Christ und Staat liegen, würden durch solch ein Verhalten sich leichter lösen.

9. Kapitel.

Der Christ und die soziale Frage.

Bisher haben wir von den Gemeinschaftsformen gesprochen, die sich überall in gleicher Weise mit innerer Notwendigkeit bilden, von Ehe, Familie, Volkstum, Staat. Wir hätten dazu noch die Ausdrucksform des religiösen Lebens, die Kirche, stellen können, wollen aber das Thema „Christ und Kirche“ erst an den Schluß stellen. Abgesehen von allen diesen Gemeinschaftsformen gibt es nun aber innerhalb der Menschheit durch alle Volkstümer hindurchgehend noch eine querschnittartige Gliederung, ihre Gliederung in Gesellschaftsklassen, in Stände. Und die Probleme des gesellschaftlichen und des sozialen Lebens haben innerhalb der Menschheitsgeschichte oft eine ganz ähnliche Rolle gespielt, wie die Probleme des nationalen Lebens, haben die Köpfe erhitzt, zu kriegerischen Auseinandersetzungen geführt, haben Rätsel gestellt, deren Lösungen sich als schwer herausstellen.

Man darf nicht denken, daß es eine soziale Frage etwa erst gäbe, solange man von einer sozialen Frage spricht. Immer hat die innere Organisation des Volkstums in Schwierigkeiten hineingeführt. Nie hat ja ein Volkstum als ununterschiedene Masse bestanden, es hat überall den Unterschied zwischen Bevorrechteten und Minderberechtigten gegeben. Die Menschheitsgeschichte hallt wider von Kämpfen zwischen Bürgern und Sklaven, Patriziern und Plebejern, Freien und Unfreien. Diese Bürgerkriege bilden ein ebenso schmerzvolles Thema der Weltgeschichte, wie die Kämpfe der Völker untereinander. Nicht nur im Altertum hören wir von ihnen, auch die Neuzeit weiß davon zu erzählen. Der Bundschuh-Schrecken und die Bauernkriege Deutschlands, die Auflehnung von Bürgern und Bauern gegen Adel und Geistlichkeit in Frankreich sind dessen Zeuge. Gewöhnlich sind plötzliche Umbildungen der Wirtschaftsweise der Anlaß zu solchen Er-

schütterungen, in denen sich unterdrückt fühlende Schichten eine Umschichtung erstreben, deren Endergebnis aber in jedem Falle wieder eine neue Klassenschichtung mit neuen sozialen Schwierigkeiten gewesen ist.

Für unsere Zeit ist die soziale Frage die Arbeiterfrage. Seitdem unsere moderne Welt in eine starke industrielle Entwicklung eingetreten ist, hat sie mit der Zeit eine ganz neue Gestalt angenommen. Der Schwerpunkt des Lebens hat sich immer mehr in die großen Städte, die sich unter dem Zustrom der Massen entwickelten, verlegt. Eine technische Kultur hat sich entwickelt, die das Leben entseelt. Allmählich, aber mit immer größerer Geschwindigkeit, hat sich neben Adel, Bauern und Bürgern eine neue Klasse mit einem sehr ausgeprägten Klassenbewußtsein heraufgearbeitet, das Proletariat, für das alle übrigen Stände nur eine Klasse, die herrschende, die zu beseitigende Bourgeoisie sind. Mit einer ganz bestimmten Weltanschauung, mit einem ganz bestimmten Programm, mit einem heißen Kämpfergeist sind sie auf den Plan getreten und haben unter den Wehen des Weltkrieges in Rußland den Sieg errungen. Wie soll der Christ den hier auftauchenden Fragen gegenüber Stellung nehmen? Es kann wohl kaum ein Problem geben, das tiefer in unsere Gegenwartsverhältnisse eingreift wie dieses.

Ehe wir eine Antwort geben, ist es nötig, zunächst einmal die ganze Schwierigkeit der heutigen Arbeiterfrage sich zu vergegenwärtigen. Es wird auch in christlichen Kreisen oft sehr unverständig darüber geurteilt. Mit Schlagwörtern von politischer Verhetzung, vaterlandsloser Gesinnung verbirgt man sich die eben doch hier vorhandenen tiefen Nöte, geht man verständnislos an den seelischen Qualen vorbei, die sich hier, oft allerdings in unvernünftiger Weise, Ausdruck suchen. Unzählige sehen das Bild der sozialen Not nur in Verzerrungen; um selber nicht beunruhigt zu werden, bringen sie ihr Gewissen mit irgendwelchen Scheltworten, die doch die Sache nicht treffen, zur Ruhe.

Hat nicht die Entwicklung unserer Industrie tatsächlich eine Arbeitsweise geschaffen, die schon ganz abgesehen von allen Begleiterscheinungen, von denen wir noch sprechen müssen, an und für sich etwas geradezu Unerträgliches an sich hat? Landwirtschaft und Handwerk, geistige oder auch kaufmännische Arbeit ist

anregend, sie ist abwechslungsvoll; sie mag schwer sein, aber sie ist doch immer so beschaffen, daß dabei der Geist vor stets neue Aufgaben gestellt wird. Dagegen Fabrikarbeit ist meist stumpfsinnig. Natürlich nicht überall. Es gibt Qualitätsarbeiter, die eine Arbeit zu leisten haben, die nicht nur ein hohes geistiges Können voraussetzt, sondern die auch in ihrem ganzen Verlauf den Menschen aufmuntert und deshalb auch an sich befriedigt. Aber die Richtung der modernen Arbeit geht darauf, möglichst mechanisch den Arbeiter schaffen zu lassen, möglichst ihn nur zu einem Glied einer Maschine zu machen, das umsomehr erreichen kann, je mechanischer die Arbeit ist. Und nun kommt dazu die Schwere der Arbeit, die ungeheure Kraftanstrengung, die häufig mit ihr verbunden ist. Dabei verknüpft kein persönliches Band den Arbeiter mit seiner Arbeit; er hat keine Freude am fertigen Werk, er sieht das fertige Werk vielleicht nie, weil er nur Halbfabrikate herzustellen hat. Wenn große umfassende Gedanken nicht recht in der Seele des Arbeiters Wurzel fassen wollen, kann man es ihm eigentlich so sehr übel nehmen?

Das Arbeitsverhältnis selbst, in dem er steht, hat ja doch auch so gar nichts wirklich Befriedigendes an sich. Der Landmann sitzt auf seinem ererbten Boden, der mit seinem Leben durch Erinnerungen und die eigene Arbeit eng verknüpft ist. Er liebt sein Land. Wo auch der Beamte, der oft hin- und hergeworfen wird, arbeitet, er steht doch immer in einem großen, umfassenden Arbeitsrahmen, er dient als nötiges Glied einer großen Sache. Der Arbeiter dagegen ist eine leicht zu ersetzende Nummer. Er ist in den meisten Fällen nicht bodenständig, und wo Unternehmer ihn bodenständig machen wollen, da fühlt sich der Arbeiter leicht auch wieder gefesselt, da nun der Unternehmer ihn in den Händen hat. In wie seltenen Fällen ist der Arbeiter wirklich fest mit seiner Arbeitsstätte verwachsen! Wie unsicher ist seine Existenz etwa im Vergleich mit der des Beamten! Jede Wirtschaftskrisis, ja jedes Schwanken der Wirtschaftslage kann ihn in schwere Sorgen stürzen. Dagegen sieht er in den meisten Fällen den Arbeitgeber auch in solchen Zeiten in gesicherter Lage und in Zeiten der Hochkonjunktur im Besitz eines Einkommens, das ihm Luxus gestattet, und seine, des Arbeiters, Arbeit schafft ihm das. Leicht ist dieser Gegensatz nicht zu ertragen; daß viele dadurch bitter werden, ist vielleicht kein Wunder.

Dazu kommt noch die Wohnungsfrage, die in den meisten Fällen eine schwere Not darstellt. Da sind dem täuschenden Schein der Großstadt mit ihren Vergnügungen und Freuden, mit ihren höheren Löhnen und ihrem freieren Leben die eng eingeschränkten Landbewohner gefolgt. Und nun stellt sich alles anders heraus, als man es sich gedacht hatte. Die Arbeit ist unbefriedigend, eng zusammengedrängt und luftlos muß man wohnen, die Kinder werden bleich, die Frau krank, Reibereien mit den Hausgenossen lassen es schließlich am rätlichsten erscheinen, daß jeder sein Leben ganz für sich lebt, es kommt Kind auf Kind, dazu, die Wohnung zu vergrößern reicht der Lohn nicht, in engen Schlafräumen wachsen Kinder beiderlei Geschlechts heran und müssen Dinge erleben, die ihre Phantasie für immer vergiften. Dazu teilt vielleicht noch mit der Familie ein Schlafbursche die Wohnung, von dem auch nicht immer die besten Einflüsse ausgehen. Wenn nun solche Menschen unmittelbar neben ihren engen Straßen und engen Höfen ihre Fabrikherren in glänzenden, weiträumigen Häusern wohnen sehen, kann man sich wundern, daß im Herzen, selbst im geduldigsten, Verbitterung aufkommt? Wie kann sich unter solchen Verhältnissen die Persönlichkeit frei entfalten, wie kann die Familie gedeihen? Muß sie sich nicht auflösen? In der Fabrik ist der Arbeiter ein Massenwesen, in diesen Mietskasernen wird er's noch mehr.

Das Schlimme ist, daß auch die Kinder es eigentlich mit Notwendigkeit werden. Es trieb vielleicht vom Lande die Eltern hinweg der Wunsch, der tief in jedes Abhängigen Herz schlummert: unsere Kinder sollen es besser haben als wir. In der Stadt kann man sie mehr lernen lassen, in der Stadt haben sie Entwicklungsmöglichkeiten reichster Art vor sich. Und nun stellt sich heraus, daß auch dies eine Täuschung ist. Die ungenügenden Lohnverhältnisse zwingen den Vater, die heranwachsenden Kinder möglichst schnell ans Verdienen zu bringen. Oft ist es nicht einmal möglich, den Kindern eine ordentliche Lehre zu geben. So kann oft nicht einmal das Ideal des gelernten Arbeiters von ihnen erreicht werden. Die häuslichen Verhältnisse gestatten es aber nicht, daß der Junge irgendwie die reichlichen Weiterbildungsmöglichkeiten ausnützt, da es an Ruhe zu Hause fehlt. Zwangsläufig wird infolgedessen auch die nächste Generation in dieselbe soziale Lage, die die vorhergehende hatte, hineingestoßen. Wir

stehen vor der Tatsache, daß unsere heutigen Volksbildungsbestrebungen vielfach von den Arbeitern nicht wirklich ausgenutzt werden. Man erreicht viele Einzelne, aber die Massen verhalten sich ablehnend, und auch die aus Arbeiterkreisen selbst hervorgewachsenen Arbeiterbildungsbestrebungen finden doch oft nicht den erwünschten Anklang. Statt dessen suchen die Arbeiterkreise vielfach die minderwertigsten Genüsse auf in Kino und Variété, in Operette und auf dem Rummelplatz. Man soll darüber nicht schelten, sondern sollte auch das als ein Zeichen der Not, die uns hier entgegentritt, ansehen. Daß der nur den stärksten Reizungen unterliegende Großstadtmensch im Schundroman und Detektivfilm den höchsten ästhetischen Genuß sucht, daß ihm die tobende Volksversammlung die höchste Freude ist, ist es nicht die Folge trauriger Zustände, unter denen er leben muß?

Das Schlimmste aber ist eigentlich, daß unter den heutigen Verhältnissen der Proletarier *dadurch* noch tiefer in diese Not hineingestoßen wird, daß die *geistigen Führer*, die er sich erwählt hat, ihn mit voller Absicht in ihr festhalten. Es gäbe wohl Ventile, die ihn verhindern könnten, zu ersticken; die proletarische Jugendbewegung, die in wandervogelartiger Berührung mit der Natur Erlösung sucht, die Schrebergärten, die auch den Bewohnern von Mietskasernen die Freude an einem Stück eigenen Landes geben, wären solche Mittel, über solche Not hinauszukommen und sind es für viele. Aber daran, daß daraus eine Befriedigung erwächst, wird der Arbeiter mit Absicht gehindert. Er soll, damit die ganze Kraft seiner Unzufriedenheit in ihm wach bleibt, diese Unzufriedenheit auch spüren, er soll zum Umsturz seiner Verhältnisse willig bleiben. Und so wird nicht etwa daran gearbeitet, dem Proletarier eine Welt aufzubauen, die ihn wirklich zur Befriedigung führen kann, er wird in grauer, düsterer Not festgehalten. In seiner Arbeit hat er es mit dem Materiellen zu tun, auch seine Ideale beschäftigen sich einseitig nur mit der Änderung der materiellen Verhältnisse. Es mag sehr viel Richtiges in der Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsweise liegen, innerlich ist doch auch die sozialistische Wirtschaftsweise nicht anders geartet wie die andere, ist nur ihr Spiegelbild, ist auch nichts anderes als eben eine Wirtschaftsweise, als eine Regelung materieller Verhältnisse. Wohl ist im Proletarier oft im Hinblick auf das „kommende Reich" ein starker Idealismus lebendig, aber es ist ein Idealismus, der sich lediglich ein Paradies irdisch-materieller Art erträumt und erringen will. So kommt der Proletarier durch alle diese Willensziele nicht aus seiner im Äußerlichen eingeengten Art heraus. Auch sein Bildungsstreben nimmt an dieser Art teil. Er möchte wissend werden, Wissensstoff ansammeln, besonders solchen, der ihn fähig macht, seine materielle Lage in ihren materiellen Ursachen zu verstehen, und ihm ein gutes Gewissen gibt, wenn er im wesentlichen nur um eine gerechtere Regelung der materiellen Fragen kämpft. Natürlich entwickelt sich unwillkürlich in diesem ganzen Milieu auch eine Ethik. Auch die klassenbewußte Partei ist eine Gemeinschaftsform, der gegenüber der Klassengenosse sich zur Kameradschaftlichkeit und zum Opfer verpflichtet weiß, die die Forderung der Solidarität scharf gegenüber dem einzelnen geltend macht. Aber es ist nicht zu verwundern, daß doch diese den Einzelnen zum Mitglied einer Gemeinschaft gestaltenden Mächte nicht imstande sind, die Selbstsucht, die im Grunde doch alle Herzen beherrscht, zu überwinden. Es gehört mit zu der ungeheuren sozialen Not der heutigen Zeit, daß doch eben die Gewalten, die den Proletarier bestimmen, ihn in der Tiefe festhalten und alle Sehnsucht nach Glück, nach Gerechtigkeit, nach Liebe, die im Innersten lebendig ist, doch nicht zu wirklichem Ausklang kommt und kein höheres Leben in ihm entzündet.

Absichtlich ist dies Bild der sozialen Not nicht unter dem Gesichtspunkt der Anklage geschildert worden, sondern eben als Not. Es ist verkehrt, hier zu schelten. Hier gilt's vor allem zu verstehen. Wie soll Heimatliebe und Vaterlandssinn entstehen, wie höheres geistiges Leben, sittliche Reinheit, wirkliche tiefere Selbstlosigkeit, wenn die Verhältnisse so dem allen entgegenwirken? Wir sind natürlich keine Knechte der Verhältnisse, wir können und sollen uns darüber erheben, aber wer kann anklagen, wenn die Verhältnisse stärker sind als die Gegenkräfte? Es ist ein Wunder, daß immer noch so viel Heimatsinn und Emporstreben vorhanden ist. Wo uns aber dieses Wunder nicht entgegentritt, sollen wir mit unserm Urteil vorsichtig sein.

Wie sollen wir uns als Christen zu all diesen Nöten stellen? Wenn wir genauer nachdenken, dann merken wir, daß auch hier zwei Fragen zu unterscheiden sind, technische Fragen und ethische Gesichtspunkte. Meist verwirren sich die Probleme dadurch, daß

man versucht, von ethischen Gesichtspunkten aus technische Fragen lösen zu wollen, oder daß man nicht reinlich genug zwischen beiden Gesichtspunkten scheidet. Wir haben es hier nicht mit der Frage zu tun: Ist im Angesicht aller dieser Nöte eine völlige Umstellung der Wirtschaftsweise nötig? Soll man vielleicht als einziges Hilfsmittel die sozialistische Wirtschaft fordern? Ob Sozialismus wünschenswert und möglich sei und unter welchen Bedingungen, das ist eine technische Frage. Diese technische Frage wird leider dadurch sehr schwer lösbar, daß gerade auf wirtschaftspolitischem Gebiete entsetzlich viel mit Schlagworten gearbeitet wird, daß nationalökonomische Laien Gebiete beherrschen wollen, von denen sie nichts verstehen. Wer aber nur einmal ein klein wenig in die Schwierigkeiten dieser Probleme hineingesehen hat, verliert die Lust dazu, hier aus allgemeinen Erwägungen heraus Entscheidungen zu treffen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß auch unsere sog. kapitalistische Wirtschaftsweise bei uns in Deutschland ja tatsächlich gar nicht in Reinkultur existiert hat, daß durch den Arbeiterschutz des Staates, durch die soziale Gesetzgebung, wie Spengler in seinem Buch über „Preußentum und Sozialismus“ wohl richtig gesehen hat, der preußische Staat mit seinem ungeheuren, alles umfassenden Staatsverantwortlichkeitsbewußtsein der eigentliche soziale Staat war. Man braucht nur daran zu denken, daß der Ausbruch der „sozialen“ Revolution 1918 tatsächlich dadurch, daß die Staatsgewalt zertrümmert wurde, erst dem verantwortungslosen reinen Kapitalismus westlicher Art bei uns die Wege geebnet hat, so daß eigentlich erst augenblicklich ein völlig wildes kapitalistisches Zeitalter für uns angebrochen zu sein scheint, dann sieht man, wie schwierig hier die Dinge liegen. Man ist wohl manchmal versucht, aus idealen Gründen die Ausschaltung des eigenen Interesses wegen der zweifellos sittlichen Bedenken, die gegen seine Herrschaft sich immer wieder erheben, zu fordern und für eine gemeinwirtschaftliche Organisation sich zu entscheiden. Nur bei einer solchen scheint ja die Freiheit des Menschen von jeder Menschen- und Geldknechtschaft gewährleistet zu sein. Wenn man dann aber bemerkt, daß doch in vielen Wirtschaftszweigen nur dann wirkliche Produktivität sich entfaltet, wenn auch die Rentabilität des betreffenden Wirtschaftszweiges für den Unternehmer sichergestellt ist, so wird man zweifelhaft, ob man in die Organisation des wirtschaftlichen Lebens selbst überhaupt solche fremden sittlichen Gesichtspunkte zu früh hineinsprechen lassen darf. Das wirtschaftliche Leben hat eben doch, genau wie das politische, seine ganz bestimmte Eigengesetzlichkeit, die man sorgsam beachten muß; seine bestimmten technischen Regeln, unter deren Beachtung allein seine Entwicklung möglich ist, und zu dieser Technik gehört vermutlich auch dies, daß die für die Gesamtwirtschaft nötige Arbeitsenergie nur aufgebracht wird, wenn irgendwie auch die Qualitätsarbeit erhöht gewertet wird, wenn Erfinderkraft und Unternehmergeist, wenn Wissen und Ausbildung zu ihrem Recht kommen.

Immerhin lassen sich aber doch aus der christlichen Gesamtauffassung des sozialen Lebens gewisse ethische Urteile und Zielsetzungen entnehmen, die für die Stellung des Christen zur sozialen Frage von Bedeutung sind.

Es darf, das sei in erster Linie betont, **nicht** das Ziel des Christen sein, alle **Unterschiede** von Vermögen und Stellung im Blick auf ein abstraktes Gleichheitsideal **abzuschaffen**. Wie schon öfter erwähnt, ist diese Gleichmacherei nicht im christlichen Liebesgedanken gegeben, sondern entspringt einem die Natur in ihrem Reichtum vergewaltigenden Rationalismus. Ebenso wie wir gegenüber einer Menschheitsschwärmerei, die an den Unterschieden des Volkstums verständnislos vorübergeht, den organischen Charakter der christlichen Menschheitsidee herausgearbeitet haben, so müssen wir es auch hier tun gegenüber einer von der Idee der Gleichheit der Menschen ausgehenden atomistischen Auffassung des sozialen Lebens. Noch einmal muß betont werden, daß allerdings vor Gott solcher Unterschied keine Bedeutung hat in dem Sinne, als ob etwa eine Menschenklasse ihm näher stände als eine andere. Die Christenheit muß sich noch mehr, als es tatsächlich geschieht, als eine Bruderschaft von Gotteskindern fühlen, die sich über alle Unterschiede des Geschlechts, der Rasse, des Standes, der Bildung hinweg zu gemeinsamem Wandern in eine ewige Heimat zusammenfinden, gleich darin, daß sie alle Sünder und der Erlösung bedürftig sind, gleich auch darin, daß sie alle von derselben Gnade in Gottes Gemeinschaft berufen sind. Insofern als auch das Recht eine Gottesordnung ist, durch die, abgesehen von allen sonstigen Unterschieden zwischen den Menschen, dem Bösen gewehrt und jedem sein Recht gegeben werden soll, darf es auch vor dem Recht keine Ungleichheit geben.

Aber diese Mächte des religiös-sittlichen und des rechtlichen Lebens, die sich allerdings über alle Ungleichheiten hinweg in Sphären erheben, in denen diese Ungleichheiten ihre Bedeutung verlieren, bauen sich doch auf dem Boden des natürlichen Lebens mit seinem unerschöpflichen Reichtum an Ungleichheiten auf. Dieses natürliche Leben ist aber auch etwas Göttliches, und in der Ungleichheit des natürlichen Lebens liegen auch tiefe Werte begründet. Wie reich ist doch das Leben dadurch, daß es Unterschiede der Begabung z. B. gibt, daß sich schon bei den Kindern praktische und theoretische Anlagen erkennen lassen, daß eine Fülle der allerverschiedensten Talente dem Menschen gegeben ist, die nun auch wieder nach der Art des einzelnen zu verschiedener Ausgestaltung kommen. Gewiß ist auch je nach der Anlage nun der Platz des einzelnen sehr verschieden. Aber die Berufswahl, die sich auf Grund von Herkommen, Anlage und Fleiß ergibt, ist doch nicht so ungerecht, wie manchmal behauptet und empfunden wird. Es kommen doch bei Arbeiterkindern verhältnismäßig selten starke theoretische Begabungen vor, so daß für sie in den meisten Fällen die Handarbeit oder die Fabrikarbeit der richtige Weg ist. Soweit stärkere intellektuelle Anlagen sich einstellen, schadet es gewöhnlich einem Stande auch nicht, wenn diese Anlagen dem betreffenden Stande selber zugute kommen. So berechtigt die Forderung ist, daß jedem Begabten die Möglichkeit nicht zum „Aufstieg" — das ist eine unberechtigte, wertbeurteilende Aussage, die so tut, als ob Arbeitersein weniger sei als Staatsmannsein —, sondern zur Entfaltung seiner Anlagen gegeben werde, so muß man sich hüten, daraus ein Prinzip zu machen, das die Höhenlage aller Bildung herunterdrückt, das eine öde Gleichheit erzeugt. Auch das wirtschaftliche, das gesellige Leben bedarf der Entfaltung des Verschiedenen, braucht Arbeitsverteilung, hat Spezialisierung und Individualisierung nötig. Es ist unter den heutigen Verhältnissen eine wichtige Aufgabe, ein Verständnis für die Notwendigkeit der Ungleichheit zu finden und damit auch ein Verständnis dafür, daß ein gewisser Wetteifer, ein Kampf der Tüchtigen um Einfluß und Vorwärtskommen nur gut ist. In diesem Kampfe, der nicht bequem, aber gottgewollt ist, entwickeln sich Fähigkeiten, entstehen tüchtige Leistungen, werden die Augen blitzend und die Arme stark. Indem Gott dem Einzelnen seine Gabe und damit seine Aufgabe schenkt, hat er auch in den Kreislauf des Lebens den Kampf um Entfaltung des persönlichen Lebens eingefügt.

Aber ist nicht damit doch ein unchristliches Prinzip als berechtigt anerkannt? Entspricht nicht allein stilles Zufriedensein mit dem einmal Gegebenen und auf dieser Grundlage Kämpfen um ewige Ziele der Eigenart des christlichen Lebens? Ist der zügellose Konkurrenzkampf, ist das Jagen nach Geld, Ehre und Einfluß einerseits, das Niedergebeugtwerden Unzähliger im Wirtschaftskampf andererseits irgendwie zu verteidigen? Ist das alles nicht restlos ein Nichtseinsollendes? Muß man nicht deshalb Wirtschaftszustände herstellen, in denen doch dieser Kampf ausgeschlossen ist, in denen das Eigeninteresse nicht mehr ausschlaggebend ist, sondern eine gewisse Ruhe eintreten kann? — Daß man nur nicht bei diesem Bestreben die natürlichen Grundlagen des Wirtschaftslebens untergräbt! Die Ungleichheiten und der Kampf selbst dürfen nicht unterdrückt werden, aber es muß dafür gesorgt werden, daß sie eine andere Spitze bekommen. Jede Ungleichheit — das ist die christliche Auffassung des sozialen Lebens — jede Anhäufung von Macht und Einfluß schließt nach Gottes Willen in sich eine vermehrte Verpflichtung zum Dienst. In den Händen einer selbstsüchtigen Gesinnung wird der Kampf der unzufriedenen Menschen um ihren Platz in der Welt zu einem Kampf, der die Welt zur Hölle macht; in den Händen aber von Menschen, die alles, was sie empfangen haben, auch an verschiedenen Gaben, aus Gottes Hand demütig nehmen und es wissen, daß sie nun nicht damit machen können, was sie wollen, sondern daß sie damit der Menschheit bzw. dem Stück Menschheit, das sie umgibt, dienen sollen, kann gerade die Ungleichheit zum großen Segen werden. Gerade so wie die politische Macht erst dann richtig verstanden wird, wenn man das Wort verstanden hat: Macht ist Verantwortung, so gilt auch für das Eigentum, für die Stellung, für den Beruf die Losung: Eigentum ist verantwortliches Amt. Anlagen begründen verantwortlichen Dienst, Ungleichheit gibt keinen Anlaß zum Herabsehen auf jemand, der „nur" Dienstmädchen oder „nur" Arbeiter ist, sondern auch der Höchstgestellte ist „nur" Diener und nichts mehr. Und auch der Einfachste ist, was er ist, „von Gottes Gnade". Daran zu arbeiten, daß aus der Volksgemeinschaft eine in gegenseitigem Dienst sich verwirklichende Arbeits- oder besser Dienstgemeinschaft werde, das ist

eine wichtige Aufgabe des Christentums an der Lösung der sozialen Frage.

Ferner aber ist es Christenpflicht, im Wirtschaftsprozeß selber dafür zu sorgen, daß das Wirtschaftsleben nicht den Menschen erdrücke. Der tiefste Beweggrund des Kampfes der Arbeiter gegen den Kapitalismus ist doch wohl die Auflehnung der Person gegen die Sache, des Menschen gegen die Übergewalt des Dinglichen. Es liegt in der inneren Richtung unseres heutigen Wirtschaftslebens, daß es so allumfassend und allbeherrschend wirkt, daß der Mensch dabei lediglich als Maschinenteil gewertet wird, daß der Mensch im Mechanismus erstickt. Auch der Sozialismus kann als Wirtschaftsform so wirken, aber dem Kapitalismus liegt doch wohl diese Gefahr noch näher. Es ist gar keine Frage, daß das Interesse des Privatkapitals vor allem am Verdienen geradezu entsetzliche Verhältnisse geschaffen hat. Jede Großstadtwohnung ohne Licht und Luft ist eine Anklage gegen die Verantwortungslosigkeit, mit der man das Wohnungsbauwesen dem Bauspekulantentum überlassen hat. Die verkümmerten tuberkulösen Großstadtkinder bedeuten einen schweren Vorwurf gegen ein Staatswesen, das wohl mit Freuden das ihm anvertraute Volk groß und reich werden sah, aber nicht früh genug eingriff, die sich entwickelnden Industrien zu veranlassen, nicht nur für Lohn und Verdienst, sondern auch für gesunde Arbeits- und Wohnungsverhältnisse zu sorgen. Wenn auch anerkannt werden muß, daß unsere soziale Gesetzgebung in vieler Beziehung vorbildlich war, es muß ihr zum Vorwurf gemacht werden, daß sie nicht das Übel an der Wurzel angriff und vor allem durch ein anderes Bodenrecht dafür gesorgt hat, daß nicht erst den Kranken und Alten, sondern schon den noch gesund Aufwachsenden die Hilfe der Allgemeinheit zuteil wurde, nicht in Form von Unterstützung und Almosen, auch nicht des Rentenanspruchs, sondern der ermöglichten physischen und psychischen gesunden Entwicklung. Auch daß dem Arbeiter, falls er eine geistig verödende Arbeit leisten muß, die Möglichkeit, andere Eindrücke in sich aufzunehmen, durch eine Verkürzung der Arbeitszeit geschenkt werde, und daß die Freude an der Arbeit durch ein stärkeres Mitheranziehen zu mitverantwortlicher Tätigkeit an der Leitung des Unternehmens gesteigert wird, ist im Interesse der Bewahrung der Menschen davor, innerhalb des Wirtschaftsprozesses nur Maschinenteile zu werden, sehr zu wünschen. Es liegt im sog. Rätesystem ein gesunder ethischer Gedanke, und es ist zu erwarten, daß es, falls er sich erst mehr eingelebt hat, die Freude des Arbeiters an seiner Arbeit heben wird. Alle Bestrebungen, die dazu mitwirken, den Arbeiter davor zu bewahren, ein Knecht der Sachen zu werden, die dazu dienen, ihm zur Freiheit des persönlichen Lebens einen Weg zu ebnen, müssen von Christen unterstützt werden.

Aber mit dieser Beeinflussung der sozialen Verhältnisse ist doch noch nicht die Hauptarbeit des Christen an der Lösung der sozialen Frage getan. Das Wichtigste ist schließlich nicht die Schaffung sozialer Verhältnisse, sondern sozialer Gesinnung. Auch die glänzendsten Verhältnisse und Einrichtungen können es nicht verhindern, daß trotzdem der Mensch nicht zum Aufatmen kommt, daß er im Dinglichen erstickt. Ebenso wie in das Staats- und Volksleben erst dann die rechten Kräfte hineinkommen, wenn der Christ alles von der Sonne seiner warmen Liebe durchdringen läßt, ebenso ist es bei den sozialen Verhältnissen. Es soll hier nicht der Meinung Vorschub geleistet werden, als ob mit ein wenig sentimentaler Barmherzigkeit den schweren sozialen Nöten zu Leibe gegangen werden könnte. Wohltätigkeit und innere Missionstätigkeit sind auch nötig; sie müssen einem inneren Muß entströmen, aber die soziale Frage kann man nicht mit ihnen lösen. Es muß gerade von christlicher Seite aus mehr geschehen. Die Christenheit hat, zumal bei uns in Deutschland, die Aufgabe, die ihr von Gott ins Herz gelegt ist, noch nicht im vollen Maße begriffen. Sehr viele sich für gute Christen haltende Menschen beteiligen sich ohne Gewissensbisse an dem allgemeinen Schelten über das Proletariat, ohne das vielleicht doch auch Berechtigte in seinen Forderungen auch nur zu prüfen. Sie sehen auch in dem Schnauzton, mit dem von Beamten und Unternehmern häufig mit den „Abhängigen" verhandelt wird, kein Unrecht, sondern beteiligen sich daran, sie sehen im Aufbegehren vieler gegen die nun einmal festgelegten Standesunterschiede ein Sichauflehnen gegen feste göttliche Ordnungen, ohne sich in die Seele des andern wirklich hineinzuversetzen.

Die Liebe dessen, der sich ganz tief in die Herzen seiner Brüder hineinversetzte und deshalb ihre Lasten auf sich nahm, muß den Christen „dringen", daß er nicht in weichlicher Sentimentalität,

sondern mit dem Triebe zur Wahrheit ein inneres Verständnis zu gewinnen sucht für die Lage des andern, daß er ihm „Gerechtigkeit" widerfahren läßt. Man kann allerdings nicht scharf genug darauf hinweisen, daß Gerechtigkeit im Sinne des Neuen Testaments etwas anderes ist als diese soziale Gerechtigkeit. Es liegt in dem Schrei des Menschen: „Ich will Gerechtigkeit für mich" ein Mißverständnis des Willens Gottes, der nicht will, daß wir immer etwas „haben" sollen, sondern der vor allem will, daß wir etwas „sein" sollen und „werden" sollen. Aber auch in dem Verlangen nach Gerechtigkeit, wir wollen besser sagen nach Verständnis liegt etwas, was von niemand überhört werden darf. Wenn aber nicht aus einem Verständnis nur ein kraftloses Mitleid werden soll, ist es notwendig, daß immer mehr die verschiedenen Stände unseres Volkes auch wirklich in Lebensgemeinschaft miteinander treten. Draußen im Felde hat diese Lebensgemeinschaft tatsächlich hier und da überbrückend gewirkt. Vielleicht sollte man an die Stelle des Militärjahres ein Dienstjahr in der Fabrik treten lassen, sollte damit überhaupt die Klassifizierung der Fabrikarbeit als einer minderen Arbeit aufgeben und die amerikanische Betrachtungsweise, die es möglich macht, auch im Arbeitskittel Gentleman zu sein, durchzusetzen versuchen. Vor allem aber sollte man durch einen Ausbau der Settlement-Bewegung die akademische Jugend veranlassen, mehr als bisher auch die proletarischen Lebens- und Wohnungsverhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Aufgabe ist sehr schwer, sie wird auch wohl Generationen lang möglicherweise erfolglos sein. Das Mißtrauen der Arbeiter ist ungemessen groß. Aber sie muß angegriffen werden. Insbesondere auch in der Familie muß z. B. das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten sich völlig auflösen zugunsten einer auf der Grundlage des gegenseitigen Dienstes sich aufbauenden häuslichen Lebensgemeinschaft, bei der durchaus das Recht der engeren Familie zu wahren ist, aber doch jedes Gefühl der Minderwertigkeit von den Hausangestellten ferngehalten wird.

Die Hauptaufgabe aber wird nicht das Verständnis bloß für die Lage des andern, sondern die wirkliche sittliche Hebung der Arbeiter sein, so daß die bedenklichen seelischen Mißbildungen innerlich überwunden werden. Eine der tiefsten seelischen Nöte der ganzen Arbeiterwelt ist ihr Massengefühl, das Bewußtsein,

nur Atom zu sein, nicht dagegen Glied. Wie oft tritt ein gewisses Kleinleutegefühl dem entgegen, der versucht, in die Seele des Arbeiters hineinzuhorchen, das Gefühl: ich habe nichts zu sagen, die Menschen und die Schicksale machen mit mir alles, was sie wollen, ich bin machtlos. Irgendwie muß erreicht werden, daß dieses knechtende und seelentötende Massenbewußtsein seine Gewalt über die Herzen der Arbeiter verliert. Aber wie soll man das anfangen? Von der Beobachtung aus, daß sich nicht bei allen Arbeitern dieses Gefühl findet, daß z. B. Arbeiter, die lebendige Christen geworden sind, keine Massenmenschen mehr sind und sich im Verhältnis zum ewigen Gott über die Dinge, auch über die Menschen herausgehoben fühlen, könnte man denken, daß Evangelisation der Massen das einzige Mittel sei, das hier helfen kann. Es ist auch kein Zweifel, daß diese Arbeit nötig ist, daß insbesondere auch die Sektenpropaganda in den großen Städten vielfach die Bedeutung hat, daß sie die Masse in kleine Bruderschaften zerschlägt, die aus ihren Nöten herauswachsen, weil sie auf Ewiges ihr Herz richten. Aber diese Methode genügt noch nicht. Die Arbeit selbst muß vom Arbeiter neu erlebt werden. Es muß von allen Seiten, auch von der politischen Partei aus, darauf hingewirkt werden, daß die Arbeit selbst weniger als Last, denn als Lebensmoment, als etwas, was dem Leben Sinn und Inhalt gibt, verstanden wird. Der Vagabund und der Nurrentner, d. h. der, der nie durch eigene Arbeit sich Vermögen erwarb, sondern nur vom Ererbten lebt, muß als ehrlos angesehen werden, demgegenüber aber die *Arbeit selbst* als würdegebend, als göttlicher Dienst, mag sie aussehen, wie sie will. Vor allem aber muß das Volksleben wieder auf die richtige natürliche Grundlage gestellt werden, d. h. auf die Grundlage der *Familie*. Der Grundfehler unserer ganzen proletarischen Menschheitsauffassung ist der grundsätzliche Individualismus, von dem sie ausgeht, die Anschauung, als ob der Mensch, das Individuum, das Urdatum der Menschheit wäre. Das Urdatum der Menschheit ist die Familie. Sowohl gegenüber dem aristokratischen wie auch dem demokratischen Individualismus ist der Rückgang auf die Familie einziges Rettungsmittel gegen folgenschwere Entstellungen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Uns wird ein sozial befriedidigender Zustand nur beschert werden, wenn es uns gelingt, den Familiensinn wieder zu beleben. Es ist traurig, daß gerade die

Trägerin der Familie, die Frau, sich den Weg ins öffentliche Leben gebahnt hat und dadurch sogar das häusliche Leben politisiert worden ist, statt daß das politische Leben verhäuslicht wird. Unsere Aufgabe ist es, nicht durch die Ausbildung des Vereinslebens die Familie immer weiter auseinanderzureißen, sondern durch Familienabende, durch Mütter- und Hausfrauenerziehung den Sinn für Familienzusammenhang und häusliche Kultur zu wecken und zu beleben. So wird dem Atomismus entgegengewirkt, und es wachsen Menschen auf, die Wärme und Licht in sich haben und in denen die Bitterkeit, die die Seele entstellt und verödet, nicht wurzeln kann.

10. Kapitel.

Kirche und christliches Persönlichkeitsideal.

Das Letztgesagte könnte es so erscheinen lassen, als ob nach christlicher Auffassung der Mensch wesentlich ein gemeinschaftsgebundenes Wesen sei. Gerade die protestantische Ethik betont doch aber so scharf, daß die Reformation den Menschen von Bindungen und Fesseln befreit habe, daß sie die freie Entwicklung des religiösen Individuums erst möglich gemacht habe? Soll hier wieder auf die Stufe der vorprotestantischen Lebensauffassung zurückgelenkt werden, soll hier der familien- und volks- und kirchengebundene Mensch des Mittelalters als Ideal aufgestellt werden? Es gibt Stimmen in der heutigen Zeit, die die Sendung des Protestantismus für erfüllt halten und der Meinung sind, daß der protestantische Individualismus sich dadurch, daß er sich in unserer Zeit selbst überschlagen hätte, auch selbst widerlegt hätte. Der zweifellose Verfall des Gemeinschaftslebens, der mangelnde Sinn für sittliche und religiöse Autorität in der heranwachsenden Jugend, die zerfressende Einwirkung des Nietzscheschen Übermenschentums auf den sozialen Sinn der sog. gebildeten Welt —, alles das hat eine starke Gegenbewegung verursacht, die im Protestantismus die Wurzel alles Übels sieht und die Lösung aller Rätsel darin sucht, daß die Kirche, und zwar die katholische Universalkirche, angetan mit dem Glanz göttlicher Autorität, die Menschen wieder zusammenbinde und eine. Ist hier die höhere Stufe des Lebens zu finden, die sich über den menschenübersteigernden modernen Individualismus und menschenentwertenden Sozialismus erhebt, sie, die das in der Gemeinschaft mit Gott gebundene Individuum sich verlieren läßt in der großen sozialen Einheit der metaphysischen kirchlichen Gemeinschaft?

Eine tiefe Wahrheit liegt dieser Auffassung zugrunde. Höher als das einzelne Individuum steht in der Tat die Gemeinschaft, und höher als die partikularen sittlichen Gemeinschaften, von denen wir sprachen, steht jene allumfassende, ganz in der Tiefe begründete religiöse Gemeinschaft, jener „Leib Christi", in dem sich erst ganz die Tiefe unseres Wesens entfaltet und in dem wir über unser kleines Ich hinauswachsen in einen heiligen, tiefen Lebenszusammenhang hinein. Es ist äußerst schmerzlich, daß der Protestantismus vielfach dieser bedeutsamen Wahrheit gänzlich verständnislos gegenübersteht. Gegenüber der starken Betonung der Kirche auf katholischer Seite hat er sich als religiöser Individualismus ausgestaltet und hat das Evangelium nur nach *der* Seite hin verstanden, daß der mit Gott verbundene und durch Christus von allen Fesseln der Welt erlöste Christ als freies Gotteskind erhaben sei über alle kirchliche Gemeinschaft, daß er die kirchlich-sakramentale Bindung entbehren könne. Er hat es unserm Volke eingehämmert, daß nicht irgendwie kirchliche Sitte oder die Beobachtung religiöser Pflichten, sondern allein das innere glaubende Sichöffnen dem ewigen Gnadenwillen Gottes gegenüber mit Gott wirklich in Gemeinschaft bringt. Mit der Ablehnung der Kirche als heilsmittlerischer sakramentaler Anstalt hat er aber überhaupt das Verständnis für die Bedeutung einer durch die Verbindung mit dem unsichtbaren Haupt der Gemeinde, dem Urquell aller Liebe, vermittelten brüderlichen Gemeinschaft, in der man gemeinsam anbetet und sich gegenseitig liebt und trägt, verloren. Ist nicht deshalb das Heil bei der katholischen Kirche zu suchen, die doch wenigstens „Kirche" ist?

Tatsächlich verhält es sich anders. Tatsächlich ist gerade der evangelische Begriff der Kirche ein besonders hoher und innerlicher, und es könnten, falls er wieder lebendig in der Christenheit würde, unendlich reiche Lebenskräfte von ihm ausgehen. Denn bei ihm allein ist die wirkliche Einheit zwischen Christendienst und Christenfreiheit gewährleistet.

Der katholische Kirchenbegriff nämlich ist nur imstande, den Weg zu wahrer innerer christlicher Freiheit zu verbauen. Indem er den Christen anweist, sich der Lehr- und Lebensautorität der Kirche zu unterwerfen, indem er aus einem Halt für den Menschen eine Gemeinschaft macht, die den Menschen dauernd unmündig erhält und die auch die Entwicklung seines sittlichen Charakters zu

voller Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit verhindert, indem er das Verhältnis zum ewigen Gott abhängig macht von der Unterwerfung unter menschliche Gewalten, die mit göttlicher Autorität umkleidet werden, indem er auch im Kultus eine Verehrung Gottes aufbaut, die schließlich die Gemeinschaft mit Gott von dem Vollzug bestimmter, von Priestern dargebrachter Opfer abhängig macht, bindet er den Menschen an lauter irdisch-sichtbare Gewalten und läßt es zu der vollen Freiheit einer unmittelbar in Gott seligen Gotteskindschaft nicht kommen. Wo auf katholischem Boden dieser Weg doch gefunden wird, geschieht es schließlich nur in *der* Weise, daß man an aller kirchlichen und aller geschichtlichen Offenbarung vorbei in die unmittelbare mystische Versenkung in Gott einmündet, also doch nicht wirklich von schlichter, dankbar vertrauender Gotteskindschaft etwas weiß.

Dagegen die evangelische Anschauung von der Kirche ist grundsätzlich so geartet, daß sie dem Christen zur vollen Ausgestaltung seines individuellen christlichen Lebens, aber doch im Rahmen einer tiefen und umfassenden Gemeinschaft verhilft. Die äußerlich organisierte Kirche wird hier nur als Hilfe gewertet, um innerstes Leben möglich zu machen. Sie hat keine absolute Bedeutung, sondern ist nur Mittel zum Zweck der Schaffung der eigentlichen „Kirche", des eigentlichen Leibes Christi, des Reiches Gottes. Sie bringt ewige Kräfte und Mächte an den Menschen heran; predigt sie ihm doch die frohe Botschaft von der Gottesgnade, die durch Jesus den Menschen zu sich ruft und sich seiner erbarmt, stellt sie ihn doch im Sakrament in die unmittelbare Gemeinschaft mit dem Christus, der, wo zwei oder drei versammelt in seinem Namen sind, mitten unter ihnen sein will, führt sie doch den Einzelnen hinein in eine Gemeinschaft von Menschen, in denen Christus lebendig ist, an denen er in die Höhe wachsen kann. Und selbst wenn zufällig augenblicklich solche nicht da wären, versetzt sie den Einzelnen in eine Gemeinschaft von „Heiligen", d. h. von solchen, die in allen Jahrhunderten ihr Herz der Gottesgnade geöffnet haben und die nun auch unserer Generation ein hohes Ziel vor Augen stellen. Aber das Auge bleibt nicht am Priester und am Kult, am Sakrament oder am Opfer, am Menschen und am Vorbild hängen, sondern das Entscheidende ist dies, daß der Einzelne zu einer großen, über alle Zeiten und Völker, auch über alle anderen Kirchen sich ausbreitenden

Gemeinde gehört von Gotteskindern, die alle Glieder am
selben Haupte sind; und auf dieses Haupt sind die Augen
gerichtet, heraus aus der Enge der Welt in die Weite der Ewigkeit.
Indem aber das Herz und Gewissen des Christen von diesem
Überweltlichen und Ewigen innerlich überwunden ist, wächst es
über alle irdischen Hilfsmittel hinaus und tritt nun wirklich mit Gott
in eine freie, unmittelbare Gemeinschaft. Der Christ fällt damit
nicht heraus aus der Gemeinschaft, so daß doch schließlich das Ich
das Größte wäre, wenn auch das entfaltete Gotteskindes-Ich.
Er wächst aber hinein in eine Gemeinschaft freier seliger Geister,
die sich mit unzähligen zur ewigen Heimat wandernden Mitpilgern
brüderlich verbunden wissen, weil sie sich mit dem einen Vater
kindlich verbunden wissen und kräftedurchströmt sind von dem
einen Haupt. Wir können das nicht religiösen Individualismus
nennen. Gegenüber dem religiösen Individualismus, wie er oft in
protestantischen Kreisen gepflegt wird, vertritt die katholische Beto-
nung der Kirche als der Anstalt, die den Menschen über sein Ich
hinausführt und ihn in eine heilige Gemeinde eingliedert, in der
sein inneres Leben sich reich entfalten kann, ein berechtigtes
Moment. Aber die katholische Auffassung der Kirche erscheint
doch klein gegenüber der genuin christlichen, die von Luther erst
wieder entdeckt wurde, in der nun die religiöse Gemeinschaft den
Menschen nicht mehr beherrschend knechtet, sondern die äußere
Kirche nur als Mittel de. Verwirklichung einer innersten Gemein-
schaft durch Christus freier Gotteskinder gewertet wird. Erst diese
Gemeinschaft entfaltet die tiefsten Kräfte persönlichen
Lebens, d. h. eines Lebens, das über das kleine Ich hinauswächst
zu reicher Entwicklung gerade durch die Hingabe an das große
göttliche Du und durch den brüderlichen Dienst an denen, die
Miterlöste und Mitheilige sind.

Wenn nur die evangelischen Christen wirklich diese wundervoll
tiefe, umfassende innere Einstellung hätten! Vielfach ist leider
die Stellung des evangelischen Christen zu seiner Kirche lediglich
negativer Art. Sein religiöses Leben nimmt mangels einer
tieferen Berührung mit der kirchlichen Gemeinschaft oft sehr
kümmerliche Formen an. Das eine hat er verstanden, daß der
organisierten Kirche keine göttliche Weihe anhaftet, sondern daß
sie höchstens Mittel zu einem sicherlich hohen Zweck ist.
Deshalb fühlt er sich berechtigt, ihr mit immerwährender Kritik

gegenüberzustehen, merkt aber dabei gar nicht, wie sehr er durch diese Kühle innerlich verarmt, weil es eben unmöglich ist, an der Kirche vorbei zu einem wahren innerlichen Leben zu kommen. Auch die evangelische Predigt hat mit ihrer sachlich richtigen Betonung der vorübergehenden Bedeutung der sichtbaren Kirche und insbesondere mit ihrer ewigen Wiederholung des Satzes, daß Kirchengehen nicht selig mache, es die Gemeinde vergessen lassen, was denn nun trotzdem der Wert der Kirche ist. So stehen wir vor der Tatsache, daß für viele protestantische Kreise die evangelische Kirche in weitem Umfange die Kirche der Kirchenlosen und der Kirchenkritiker geworden ist. Und wenn man dazu den aufregenden und zersetzenden Streit der kirchlichen Parteien nimmt, ein Parteitreiben, das auch nicht gerade ein großes Verständnis für die Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft offenbart, so könnte man oft verzagt werden.

Es gehört mit zu den wichtigsten Fragen evangelisch-christlicher Lebensgestaltung, daß das Verhältnis zur Kirche in beiderlei Hinsicht, zum Leibe Christi und auch zur organisierten Kirche, anders werde. Die jetzt gewöhnlich vorgeschlagenen Mittel, die Kirche durch Erweichung ihres Bekenntnisses oder durch Umformung ihres Kultus volkstümlich zu machen, sind ungangbar. Nur als eine Gemeinschaft, die das Evangelium in seiner ewigen Größe und auch in seiner Paradoxie zur Geltung bringt, kann sie am Bau des Leibes Christi mit Erfolg arbeiten. Nur eine Posaune, die einen deutlichen Ton von sich gibt, sammelt ein Heer. Man soll zwar die Botschaft, um die man sich sammelt, d. h., das „Bekenntnis" nicht so zum Ausdruck bringen, daß die Tür des Reiches Gottes verschlossen wird, sondern daß offenbar wird, daß hier eine Botschaft erklingt, die viele erretten will, also als werbendes Bekenntnis, aber es soll rein und klar erklingen. Es wird sich nicht vermeiden lassen, daß die Tatsache, daß die Christenheit Licht der Welt sein soll, auch verschiedene Strahlenbrechungen desselben Evangeliums erzeugt. Man soll nicht gleich aufgeregt werden, wenn einmal vielleicht zu stark der Gegensatz des Christentums gegen die Strömungen der heutigen Zeit zum Ausdruck kommt. Und umgekehrt, man soll auch nicht gleich einen Zusammensturz der Kirche befürchten, wenn der Versuch, in die moderne Welt das Evangelium hineinzubringen, zu allzugroßen Annäherungen an uns vielleicht unverständliche Gedanken und Strömungen der Zeit führt. In diesem Sinne sind Spielarten, „Richtungen", etwas Gutes, und man soll sie mit Geduld tragen.

Aber man soll allerdings auch darauf halten, daß nicht moderne religiöse Stimmungsgebilde an die Stelle des ewigen Evangeliums treten.

Vor allem muß der Wert der kultischen Gemeinschaft unserer heutigen Zeit wieder eindrücklicher gemacht werden. Es muß den Menschen klar werden, daß sie den Weg verlieren, wenn sie sich aus der Gemeinschaft der zu Gott Flehenden und durch Gott reich und selig Werdenden ausschließen. Als um Gottes Wort sich sammelnde und durch sein Sakrament zum Lebenskampf gestärkte Gemeinde muß die Christenheit wieder viel lebendiger werden. Die einsam grüblerische, manchmal aufklärerisch-öde, manchmal mystisch-schwärmerische Art, sich den Weg zu Gott an der Hand alter oder moderner religiöser Literatur zu suchen, erzeugt eine innerlich ungefestigte, durch jeden neuen Wind der Lehre schnell aus der Fassung gebrachte Religiosität, von der keine Beweggründe und auch kein Trost ausgehen. Und wenn auch andererseits das Bedürfnis nach Sammlung der Frommen in kleinen Kreisen verständlich ist, — auch da kann eine ungesunde Luft entstehen, zumal wenn jeder frische Luftzug abgehalten wird, wenn nur das Bewußtsein der eigenen Frömmigkeit gepflegt wird, das sich über andere erhebt, oder wenn man sich in eine gefühlsmäßige Frömmigkeit hineinsteigert. Gerade eine kultische Gemeinschaft, die die verschiedenartigsten Reifestufen enthält, Innerlich-Gewisse, denen ihre Verantwortung deutlich gemacht wird, Suchende, denen ein Weg gezeigt wird, Gleichgültige, die aufgeweckt werden, die die verschiedenen sozialen Stufen miteinander zusammenführt, die die verschiedenen Altersstufen und Geschlechter eint, die Menschen mit verschiedenen seelischen Anlagen unter dieselbe Wirklichkeit, die größer wie sie alle ist, stellt, ist von großer Bedeutung und würde in unserer partei- und klassenzerklüfteten Zeit ein Band knüpfen können von großer Kraft. Und wie herrlich sind auch gegenüber der heute allgemein hochgepriesenen römischen Messe die schlichten evangelischen Gottesdienste mit ihren Liedern, Gebeten und Schriftlesungen, mit ihrem lebendigen Zeugnis im Mittelpunkt! Daran gilt es wieder Freude zu gewinnen. Dazu müßten allerdings die Einzelnen es lernen, auch die selbstverständlichen Unvollkommenheiten der Kirche, sowohl ihrer persönlichen Vertreter wie ihrer Ordnungen, zu tragen und an die Stelle der zersetzenden Kritik positive Mitarbeit an ihrem inneren Aufbau, an ihrer Liebes- und Lebensgemeinschaft treten zu lassen. So allein kann die Kirche ihre Aufgabe an uns erfüllen und uns auch persönlich zu dem Reichtum und zu der Entfaltung unseres ganzen inneren Lebens bringen, auf die es Gott ankommt.

Der tiefste Grund aber dafür, daß in der evangelischen Kirche das Verständnis für die Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft so geschwunden ist, liegt wohl darin, daß auch das häusliche und persönliche Leben religiös so leer geworden ist. Es wird zwar oft die Gleichgültigkeit gegen die Gemeindegottesdienste damit entschuldigt, daß man auch zu Hause und in der Natur seinem Gott dienen könnte. Die Frage ist nur, ob das wirklich geschieht. In einzelnen Fällen wohl, aber die Bismarcksche Äußerung, daß er auf Jahrzehnte nach seiner Konfirmation das Beten eingestellt habe, dürfte heute noch auf unendlich viele zutreffen. Und wie das Einzelgebet verstummt ist, so auch die Familienandacht, die göttliche Weihe des häuslichen Lebens durch Schrift und Gebet. Damit geht aber unserer heutigen Menschheit eine Fülle von Anregungen und Kräften, vor allem auch von gemeinschaftbildenden Kräften, verloren. Es liegt nicht im Rahmen unseres Büchleins, das sich wesentlich mit den Fragen des sittlichen Lebens beschäftigen will, auch hier Anleitung und Wegweisung zu geben. Nur insofern mußte auf die wunde Stelle der Finger gelegt werden, als das Heranwachsen zu einer reifen christlichen Persönlichkeit abhängig davon ist, daß der Mensch seine Seele auch wirklich nährt, daß er all die Kräfte, die hier wirksam werden wollen, auch wirklich benutzt. Innerlich wirklich lebendige Beter werden von selbst auch für ihr Haus Gebetsgemeinschaft wünschen, und wer in Häusern den Segen dieser Gemeinschaft, in der man an Gott in die Höhe wächst, kennen gelernt hat, wird auch die Gemeinde suchen als die größere Familie der Kinder Gottes und wird innerhalb der Gemeinde mit innerlichster Erhebung sich freuen der Zugehörigkeit zu dem großen Leibe Christi, an dem wir nur kleine und bedeutungslose Glieder sind.

Die Gefahr unseres Lebens besteht darin, daß wir Knechte des Lebens unter uns und neben uns werden. Auf dem Boden des natürlichen Lebens mit seinen natürlichen Gemeinschaftsformen

soll sich unser eigentliches Dasein entfalten. Aber so sehr dieses ganze natürliche Leben an und für sich göttlich ist, so wird es doch in dem Augenblick, in dem dieses Leben zum Herrn über uns wird, zur Gefahr. In uns selbst lebt eine Welt von Trieben und Begehrungen, die an sich nicht böse sind, aber doch den Trieb in sich haben, uns ganz zu ihren Knechten zu machen. Wir sind umgeben von einer Menge von Menschen, in deren Gemeinschaft uns höchste Werte zuwachsen können und zu denen es uns mit heiligem Trieb zieht und die doch, falls sie für uns zu Göttern werden, uns zu Sklaven machen. Wir haben es mit einer Welt von Sachen zu tun, die wir zu beherrschen haben, mit einer Natur, aus der wir Kultur machen sollen, mit anvertrautem Gut, in dessen Gebrauch wir uns als zuverlässig bewähren sollen. Aber die Gefahr, daß diese Dinge uns selbst beherrschen, ist übergroß. Wir sollen nicht Mammons- und Menschenknechte und nicht Sklaven unserer Triebe werden, sondern zu königlicher Freiheit und Unabhängigkeit sind wir bestimmt. Und doch zu einer Unabhängigkeit nicht der stoischen Art, die sich aristokratisch über diese ganze Welt der Fesselungen erhebt, sondern zu christlicher Freiheit des Dienstes, dazu, nun in diese Welt des Ich, der Menschen und der Dinge den Geist Christi hineinzubilden, das ganze Berufsleben, Staatsleben, soziale und kirchliche Leben mit göttlichen Lebenskräften zu erfüllen.

Solche Freiheit zu selbstlosem Dienst, solche Freiheit, die im Blick auf ein heiliges Ziel sich nicht von der Welt zurückzieht, sondern sich mitten in sie hineinstellt, kann nur wurzeln in der Gemeinschaft mit dem durch Christus freimachenden Gott, und zwar in einer Gemeinschaft, bei der die heilige Liebe Christi nicht nur als ein Vorbild angeschaut wird, sondern zunächst einmal befreiend, erlösend, weitend und vertiefend an uns arbeitet. Das ist die Aufgabe der Christen: als Menschen, die durch den Blick auf Christus im Gewissen innerlich gebunden sind, an der Durchdringung der Welt mit Christi Geist, an der Bildung einer neuen Welt, des Reiches Gottes, an dem Aufbau einer Gemeinschaft gottbeherrschter und deshalb weltbezwingender Gotteskinder zu arbeiten, damit auf dem Boden der natürlichen Gotteswelt ein heiliger Gottestempel sich erhebe, in dem wieder jeder Einzelne eine innerlich starke und eigenwüchsige christliche Persönlichkeit, ein Gotteshaus im kleinen, ist. Es ist die große Bedeutung der

„Kirchen", daß sie in den Dienst dieser wichtigen Aufgabe treten. Das aber ist das Ziel: daß wir nirgends den erreichten Zustand als einen endgültigen ansehen, sondern aus der Unerschöpflichkeit und Tiefe der Gotteskräfte heraus mit immer neuem Mut an der Neugestaltung der Welt arbeiten.

Eine weltweite Aufgabe. Aber eine Aufgabe, die nur von Menschen gelöst werden kann, die sie mit dem Blick auf große Ziele und dem Willen, nicht Kompromisse mit der Bosheit der Welt schließen zu wollen, in die Hand nehmen. Das war der Sinn dieses Büchleins, von der heiligen Größe dieser Ziele einen Eindruck zu geben.

*

Zur Literatur

Für die hier entwickelten Grundanschauungen über das sittliche und christlich-sittliche Leben vergleiche man: Carl Stange, „Einleitung in die Ethik", 2 Bde., Leipzig 1900 f.; W. Hermann, „Ethik", Tübingen 1901; Th. Häring, „Das christliche Leben". Calw. Auch Hunzinger, „Hauptfragen der Lebensgestaltung". Quelle & Meyer 1916.

Zu Kapitel 1 kann herangezogen werden: H. H. Wendt, „Die sittliche Pflicht". Göttingen 1916. Außerdem natürlich vor allem J. Kant, „Kritik der praktischen Vernunft".

Zu Kapitel 2 bietet Weiterführendes C. Stange, „Religion und Sittlichkeit bei den Reformatoren" (in den Studien, M. Kähler dargebracht). Leipzig 1905.

Zu Kapitel 3 vergleiche W. Hermann, „Die sittlichen Weisungen Jesu". E. Tröltsch; „Grundprobleme der Ethik", Z. f. Th. u. K. 12, 1. Heft.

Zu Kapitel 4: K. Thieme, „Die sittliche Triebkraft des Glaubens", Leipzig 1895; C. Stange, „Die sittliche Bedeutung des Glaubens an die Person Jesu" und „Moderne Probleme des christlichen Glaubens", Leipzig 1910. Auch meine „Ethik Johann Gerhards", Berlin 1908.

Zu Kapitel 5 ff. vor allem E. Tröltsch, „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen", Tübingen 1912; J. Wendland, „Handbuch der Sozialethik", Tübingen 1916. Für die hier eingenommene Stellung war

bedeutsam der Einfluß von A. Schlatter, „Das christliche Dogma", 1911, und „Die christliche Ethik", 1914, Calw.

Zu Kapitel 6: F. Kattenbusch, „Ehe und Ehen", Gießen 1909.

Zu Kapitel 7 kann man, falls man mit Kritik liest, viel Freude haben an H. Lhotzky, „Das Buch der Ehe", 1911, und H. Wegener, „Wir jungen Männer", 1906. Vor allem ist, was F. W. Förster, „Jugendlehre", 1906, „Schule und Charakter", 1914, über „Sexualpädagogik" sagt, lehrreich.

Zu Kapitel 8 vergleiche man E. Hirsch, „Deutschlands Schicksal", Göttingen 1920, H. Mulert, „Der Christ und das Vaterland", 1915; E. Tröltsch, „Politische Ethik und Christentum", Göttingen 1904; O. Baumgarten, „Politik und Moral", Tübingen 1916; E. Franz, „Politik und Moral", Göttingen 1917.

Zu Kapitel 9 ist wegen seiner Auseinandersetzungen mit den modernen religiös-sozialen Gedanken lehrreich P. Althaus, „Religiöser Sozialismus", Gütersloh 1921. Außerdem ist L. Heitmann, „Großstadt und Religion", 2. Aufl., Hamburg 1919 ff., sehr bedeutsam.

Dem Zweck der Vorträge entsprechend, sind die Ausführungen des letzten Kapitels nur angedeutet. Sehr lesenswert ist heute noch über die hier angeschnittenen Fragen Hundeshagen, „Der deutsche Protestantismus", Frankfurt 1850; ferner K. Thieme, „Persönlichkeit und Gemeinschaft", Leipzig 1918.

*

Sachverzeichnis

Namenverzeichnis

Auf den Nachweis biblischer Verweise ist verzichtet.

*

Von demselben Verfasser ist bisher erschienen:

Die Ethik Johann Gerhards. Ein Beitrag zum Verständnis der lutherischen Ethik. Berlin 1908. Trowitzsch & Sohn.

Von der Hoheit des Christenlebens. 3. Aufl. Berlin 1920. Trowitzsch & Sohn.

Graf Hermann Keyserling. Ein Vortrag. Bonn 1922. Cohen.

RUDOLF EUKEN

Erkennen und Leben

Buchausstattung von Professor G. BELWE

192 Seiten

„Schon seit längerer Zeit wartet der Kreis des Jenaer Philosophen auf ein dem Erkenntnisproblem gewidmetes Werk von ihm .... Wer das prächtig ausgestattete Buch erblickt, wird kaum darin ein Werk so tiefgründiger philosophischer Forschung vermuten, wie es tatsächlich vorliegt. Glaube niemand, es irgendwie mit einem Werke populärer Art zu tun zu haben. Wohl an keiner Stelle hat Eucken bisher klarer die logischen Konsequenzen seiner Philosophie dargelegt . . .“ Pädagog. Archiv.

Mensch und Welt

Eine Philosophie des Lebens

2. verbesserte Auflage. 510 Seiten.

„In großzügigem Gedankengange stellt Eucken dar, wie das schaffende Leben die niederen Stufen der Natur, der Unzulänglichkeit des Seelenzustandes, der Zersplitterung des Geisteslebens überwindet, wie der Zwiespalt zwischen Mensch und Welt durch die weltgeschichtliche Arbeit überholt wird. Es ist eine ernste und keineswegs leichte Philosophie, die Eucken einem weiten Kreise von Lesern anbietet . . .“ Leipziger Zeitung.

Sinn und Wert des Lebens

192 Seiten

„Mit großer Umsicht bahnt Eucken sich den Pfad durch die Verworrenheit der heutigen Lage, bespricht die Lösungsversuche der Religion, des immanenten Idealismus, zeigt die Unmöglichkeit der naturalistischen und intellektualistischen Lösung, die Unzulänglichkeit der bloßen Menschenkultur, um dann in der inneren Festigung des Lebens, im Wachstum der freien selbständigen Art und in der Überwindung des Kleinmenschlichen die Ziele aufzuweisen.“ Theologische Rundschau.

Zur Sammlung der Geister

Ein Wort an das deutsche Volk

4. und 5. Tausend. 160 Seiten

„Man fühlt sich mit diesem Buche in die Atmosphäre von Schleiermachers Monologen und Fichtes Reden an die deutsche Nation versetzt. Eine durch und durch lautere Persönlichkeit spricht mit ernst mahnender Stimme zu uns. . . . Der hochstrebende und im ganzen zukunftsfrohe Zug berührt sympathisch an dem Buch.“ Kölnische Zeitung.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

RUDOLF EUKEN

Einführung in die Philosophie

3. Auflage. 200 Seiten.

„Die Bedeutung dieses Euckenschen Buches beruht weniger auf den systematischen Ausführungen als auf den historischen Partien. Da entfaltet der Autor die bekannte Virtuosität im Gruppieren des Stoffes, in der Konstruktion großzügiger Bilder, in der Eröffnung weiter Durchblicke.“ Theolog. Literaturzeitung.

J. REHMKE

Grundriß der Geschichte der Philosophie

3. Auflage. 272 Seiten.

„Eine solche klare und gemeinverständlich geschriebene Vorschule der Philosophie wird jedermann willkommen sein, der tiefer in die philosophischen Probleme eindringen oder sich die wichtigsten Tatsachen aus der Geschichte der Philosophie einprägen will. Deshalb wird sich Professor Rehmkes Grundriß auch als Vorbereitung fürs Examen gut eignen. Der Hauptvorzug des Rehmkeschen Grundrisses ist der, daß er mit seltener Klarheit geschrieben ist.“ Blätter für höheres Schulwesen.

A. MESSER

Geschichte der Philosophie

Band 1: Die antike Ph., 5. Auflage. 2.: Neuere Ph. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 5. Auflage. 3: Im 19. Jahrhundert. 4. und 5. Auflage. 4: Die Gegenwart. 4. Auflage. Je etwa 160 Seiten.

„Was sich der Verfasser der vorliegenden Bändchen vorgenommen hat, ist ihm gelungen: er hat die Geschichte der Philosophie in den Grundzügen bei aller Kürze klar und verständlich dargelegt. Dabei hat er besonders den geschichtlichen Zusammenhang betont und es nicht unterlassen, die philosophischen Lehren in geschickter Weise in Beziehung zur Gesamtkultur zu bringen. Die wichtigsten Fachausdrücke sind kurz erklärt. Die Darstellung liest sich leicht und glatt. Zeitschrift für Philosophie.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Von Christus und dem Christentum *Von GEH. RAT PROFESSOR DR. R. SEEBERG.* 145 Seiten.

Es ist eine Grundanschauung, die durch dies Buch hindurchgeht und seine verschiedenartigen Bestandteile zur Einheit verbindet. Möchte sie dem Leser zur Vertiefung der religiösen Erkenntnis anregen und ihn in etwas zum Verständnis der Eigenart und der Kraft der verschiedenen Auffassungen des Christentums in unserer Zeit förderlich sein.

Geschichte, Krieg und Seele Reden und Aufsätze aus den Tagen des Weltkrieges. *Von GEH. RAT PROF. DR. R. SEEBERG.* 296 Seiten mit einem Bildnis.

„Ein Helfer will Reinhold Seeberg uns sein. Was ihm sich erschlossen beim Nachsinnen über die Zusammenhänge zwischen dem tiefsten Erleben der Menschenseele und dem neu erwachten Gemeinschaftsbewußtsein, die das erschütternde Geschehen dieser Zeiten offenbar gemacht hat, zwischen Geschichte, Krieg und Seele, hat er niedergelegt in diesen Blättern . . . Mit diesem leuchtenden Ausblick schließt die kostbare Sammlung, aus der ein jeder, der sich darein versenkt, reichen Gewinn für sich und die, die seiner Leitung anvertraut sind, schöpfen wird."

Theologisches Literaturblatt.

Das Wunder Eine dogmatisch-apologetische Studie. *Von PROF. D. DR. A. W. HUNZINGER.* 173 Seiten.

„Als reife Frucht bietet dieses Buch eine zeitgemäße Neuerfassung und Neubearbeitung des Problems. Nach jedesmaliger gründlicher, prinzipieller Auseinandersetzung ihrer Gesetze ergibt sich als Resultat: naturwissenschaftliche und geschichtswissenschaftliche Kriterien für das Wunder gibt es nicht. Der Begriff des Naturgesetzes bedeutet nicht eine Konstitution, sondern eine Regulation der Wirklichkeit, und die historischen Maßstäbe sind auch nicht eine Konstitution der Wirklichkeit, sondern eine Regulation der Feststellbarkeit . . . Was diesem Buche aber noch einen besonderen Wert verleiht, ist die mit Quellenangaben im Anhang peinlich gewissenhafte Berücksichtigung der wichtigsten Äußerungen zur Wunderfrage."

Sächsisches Kirchen- und Schulblatt.

Das Christentum im Weltanschauungskampfe der Gegenwart *Von PROF. D. DR. A. W. HUNZINGER.* 3. Auflage. 125 Seiten.

„Es ist wahrlich ein hochinteressantes Buch; besonders merkwürdig erscheinen mir die Abschnitte, in denen sich der Verfasser mit Wundt und Paulsen auseinandersetzt, die als klar und geistreich zu bezeichnen sind. Klar und verständlich ist die Diktion und der Standpunkt: der christlich-theistische. Wer sich über die Elemente unserer Weltanschauung und unserer geistigen historischen Entwicklung schnell und sicher unterrichten will, greife nach diesem Buche: es wirkt nirgends langweilig und verwirrend."

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Herausgegeben von **Konrad Höller** und **Georg Ulmer**

Jeder Band von 140-200 Seiten mit zahlreichen Abbild. Geb. M. 6.—

An die Jugend wenden sie sich und an den Mann aus dem Volke, um mit ihrer streng allgemeinverständlichen und also im besten Sinne populären Darstellung Kenntnis der Natur und Anregung zu eingehender Beschäftigung mit ihren Erscheinungen in die weitesten Kreise zu tragen. Schule und Haus haben in gleicher Weise alle Ursache, dieser neuen Naturwissenschaftlichen Bibliothek die ernsteste Beachtung zu schenken. Jedes dieser Bändchen ist ein Muster einer vornehmen und allen Ansprüchen genügenden Ausstattung.

Aus der Natur.

- **Aus Deutschlands Urgeschichte** Von G. Schwantes 2. Aufl.
- **Der deutsche Wald** Von Professor Dr. M. Buesgen 2. Aufl.
- **Die Heide** Von W. Wagner
- **Im Hochgebirge** Von Prof. E. Keller
- **Tiere d. Vorzeit** Rektor E. Haase
- **Kultur und Tierwelt** Von Professor Dr. K. Guenther
- **Die Tiere des Waldes** Von Forstmeister K. Sellheim
- **Unsere Singvögel** Von Professor Dr. A. Voigt
- **Das Süßwasseraquarium** Von E. Heller
- **Reptilien- und Amphibienpflege** Von Dr. P. Krefft
- **Bienen u. Wespen** Von Ed. Scholz
- **Bilder aus dem Ameisenleben** Von H. Viehmeyer
- **Die Schmarotzer der Menschen und Tiere** Von Dr. v. Linstow
- **Die mikroskopische Kleinwelt** unserer Gewässer Von E. Reukauf
- **Unsere Wasserinsekten** Von Dr. Ulmer
- **Aus Seen und Bächen** Von Dr. G. Ulmer
- **Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt** Von Dr. W. Gothan
- **Wie ernährt sich die Pflanze?** Von O. Krieger
- **Niedere Pflanzen** Von Professor Dr. R. Timm
- **Die Pflanze im Landschaftsbilde** Von Gartenarchitekt H. Maasz
- **Häusliche Blumenpflege** Von P. F. F. Schulz
- **Gartenlust und -leben** Von Gartendirektor F. Zahn
- **Der deutsche Obstbau** Von F. Meyer
- **Vulkane und Erdbeben** Von Professor Dr. Brauns
- **Chemisches Experimentierbuch** Von O. Hahn
- **Die Photographie** Von W. Zimmermann
- **Beleuchtung und Heizung** Von J. F. Herding
- **Die gesunde Wohnung** u. ihre sachgemäße Benutzung Von Dr. M. Fürst
- **Kraftmaschinen** Von Ingenieur Ch. Schütze
- **Signale in Krieg und Frieden** Von Dr. Fr. Ulmer
- **Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen** Von Dr. F. Dannmeyer

Von Christus und dem Christentum *Von GEH. RAT PROFESSOR DR. R. SEEBERG.* 145 Seiten.

Es ist eine Grundanschauung, die durch dies Buch hindurchgeht und seine verschiedenartigen Bestandteile zur Einheit verbindet. Möchte sie dem Leser zur Vertiefung der religiösen Erkenntnis anregen und ihn in etwas zum Verständnis der Eigenart und der Kraft der verschiedenen Auffassungen des Christentums in unserer Zeit förderlich sein.

Geschichte, Krieg und Seele Reden und Aufsätze aus den Tagen des Weltkrieges. *Von GEH. RAT PROF. DR. R. SEEBERG.* 296 Seiten mit einem Bildnis.

„Ein Helfer will Reinhold Seeberg uns sein. Was ihm sich erschlossen beim Nachsinnen über die Zusammenhänge zwischen dem tiefsten Erleben der Menschenseele und dem neu erwachten Gemeinschaftsbewußtsein, die das erschütternde Geschehen dieser Zeiten offenbar gemacht hat, zwischen Geschichte, Krieg und Seele, hat er niedergelegt in diesen Blättern . . . Mit diesem leuchtenden Ausblick schließt die kostbare Sammlung, aus der ein jeder, der sich darein versenkt, reichen Gewinn für sich und die, die seiner Leitung anvertraut sind, schöpfen wird."
Theologisches Literaturblatt.

Das Wunder Eine dogmatisch-apologetische Studie. *Von PROF. D. DR. A. W. HUNZINGER.* 173 Seiten.

„Als reife Frucht bietet dieses Buch eine zeitgemäße Neuerfassung und Neubearbeitung des Problems. Nach jedesmaliger gründlicher, prinzipieller Auseinandersetzung ihrer Gesetze ergibt sich als Resultat: naturwissenschaftliche und geschichtswissenschaftliche Kriterien für das Wunder gibt es nicht. Der Begriff des Naturgesetzes bedeutet nicht eine Konstitution, sondern eine Regulation der Wirklichkeit, und die historischen Maßstäbe sind auch nicht eine Konstitution der Wirklichkeit, sondern eine Regulation der Feststellbarkeit . . . Was diesem Buche aber noch einen besonderen Wert verleiht, ist die mit Quellenangaben im Anhang peinlich gewissenhafte Berücksichtigung der wichtigsten Äußerungen zur Wunderfrage."
Sächsisches Kirchen- und Schulblatt.

Das Christentum im Weltanschauungskampfe der Gegenwart *Von PROF. D. DR. A. W. HUNZINGER.* 3. Auflage. 125 Seiten.

„Es ist wahrlich ein hochinteressantes Buch; besonders merkwürdig erscheinen mir die Abschnitte, in denen sich der Verfasser mit Wundt und Paulsen auseinandersetzt, die als klar und geistreich zu bezeichnen sind. Klar und verständlich ist die Diktion und der Standpunkt: der christlich-theistische. Wer sich über die Elemente unserer Weltanschauung und unserer geistigen historischen Entwicklung schnell und sicher unterrichten will, greife nach diesem Buche: es wirkt nirgends langweilig und verwirrend."
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Herausgegeben von **Konrad Höller** und **Georg Ulmer**

Jeder Band von 140-200 Seiten mit zahlreichen Abbild. Geb. M. 6.—

An die Jugend wenden sie sich und an den Mann aus dem Volke, um mit ihrer streng allgemeinverständlichen und also im besten Sinne populären Darstellung Kenntnis der Natur und Anregung zu eingehender Beschäftigung mit ihren Erscheinungen in die weitesten Kreise zu tragen. Schule und Haus haben in gleicher Weise alle Ursache, dieser neuen Naturwissenschaftlichen Bibliothek die ernsteste Beachtung zu schenken. Jedes dieser Bändchen ist ein Muster einer vornehmen und allen Ansprüchen genügenden Ausstattung.
Aus der Natur.

Aus Deutschlands Urgeschichte Von G. Schwantes 2. Aufl.
Der deutsche Wald Von Professor Dr. M. Buesgen 2. Aufl.
Die Heide Von W. Wagner
Im Hochgebirge Von Prof. E. Keller
Tiere d. Vorzeit Rektor E. Haase
Kultur und Tierwelt Von Professor Dr. K. Guenther
Die Tiere des Waldes Von Forstmeister K. Sellheim
Unsere Singvögel Von Professor Dr. A. Voigt
Das Süßwasseraquarium Von E. Heller
Reptilien- und Amphibienpflege Von Dr. P. Krefft
Bienen u. Wespen Von Ed. Scholz
Bilder aus dem Ameisenleben Von H. Viehmeyer
Die Schmarotzer der Menschen und Tiere Von Dr. v. Linstow
Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer Von E. Reukauf
Unsere Wasserinsekten Von Dr. Ulmer
Aus Seen und Bächen Von Dr. G. Ulmer
Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt Von Dr. W. Gothan
Wie ernährt sich die Pflanze? Von O. Krieger
Niedere Pflanzen Von Professor Dr. R. Timm
Die Pflanze im Landschaftsbilde Von Gartenarchitekt H. Maasz
Häusliche Blumenpflege Von P. F. F. Schulz
Gartenlust und -leben Von Gartendirektor F. Zahn
Der deutsche Obstbau Von F. Meyer
Vulkane und Erdbeben Von Professor Dr. Brauns
Chemisches Experimentierbuch Von O. Hahn
Die Photographie Von W. Zimmermann
Beleuchtung und Heizung Von J. F. Herding
Die gesunde Wohnung u. ihre sachgemäße Benutzung Von Dr. M. Fürst
Kraftmaschinen Von Ingenieur Ch. Schütze
Signale in Krieg und Frieden Von Dr. Fr. Ulmer
Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen Von Dr. F. Dannmeyer

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Gjellerup

Der goldene Zweig Roman. 339 Seiten. 9. bis 13. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: ::

Die Gottesfreundin Roman. 397 Seiten. 6. bis 9. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: :: ::

Seit ich zuerst sie sah Roman. 430 Seiten. 9. bis 12. Tausend. Geheftet M. 12.—. Gebunden M. 20.— ::

Das heiligste Tier Ein elysisches Fabelbuch. 384 S. mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

Die Hügelmühle Roman. 3. Auflage. 453 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 16.— :: :: :; :: ::

Die Weltwanderer Romandichtung. 9.—13. T. 597 Seiten. Geheftet M. 18.— Gebunden M. 28.— ::

Reif für das Leben Roman in 5 Büchern. 2. Auflage. 447 Seiten. Geheftet M. 12.— Gebunden M. 20.—

An der Grenze Roman. 280 Seit. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Die Hirtin und der Hinkende Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. 139 S. Geh. M. 4.—. Geb. M. 8.—

Madonna della laguna Eine venetianische Künstlergeschichte. Geheftet M. 8.—. Geb. M. 14.— :: ::

„Gjellerup ist nicht einer der üblichen Unterhaltungsschriftsteller, die durch Glätte und berechneten Effekt sich schnell den Beifall der Menge gewinnen. Er meidet die billigen Pfade einer Kunst, die nur den Wünschen nach Sinnesreiz oder hohlen Allgemeinplätzen dient. Seine Werke stellen Anforderungen auch an den Leser. Gjellerup stellt die großen Menschheitsprobleme zur Erörterung. Er will, daß sein Leser sich auch innere Werte gewinnt. Seine Bücher überdauern die Mode und werden ihren Wert über den Tageserfolg weit hinaus behalten. Man nimmt sie immer wieder gern zur Hand, um aus einzelnen Partien Anregung und Versöhnung mit dem Dasein zu schöpfen. Sie können uns Lebensbegleiter werden."

Die Post.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Wilhelm Scharrelmann

Jesus der Jüngling Roman. 281 Seiten. Geheftet M. 11.—. Gebunden M. 18.— :: :: :: :: ::

Täler der Jugend Roman. 213 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.— :: :: :: :: :: :: ::

Selige Armut Roman. 253 Seiten. Geheftet M. 6.—. Gebunden M. 10.— :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Piddl Hundertmark Geschichte einer Kindheit. 4. Auflage. 188 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 14.— ::

Schweigende Liebe Ein Liebesalmanach mit 12 farb. Monatsbildern. 210 S. Geheftet M. 11.—. Geb. M. 18.— ::

Die Fahrt ins Leben Bilder und Geschichten. 2. Aufl. 264 Seiten. Geheftet M. 9.—. Gebunden M. 15.— :: ::

Geschichten aus der Pickbalge Erste Folge. 8. Auflage. 192 Seiten. Gebunden M. 3.— :: :: :: ::

Rund um Sankt Annen Neue Pickbalge-Geschichten. 269 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—

Die Hochzeit in der Pickbalge 144 Seiten. Geheftet M. 5.— :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

„Bei Scharrelmanns Werken hat man den Eindruck eines Baumes, der sich ruhig wachsend immer reicher entfaltet, vielgestaltet, und doch von einer inneren Naturmacht einheitlich zusammengehalten. Im Schatten dieses Baumes, dessen Zweige in den Himmel verlangen, ist gut weilen für alle, die auf der Wallfahrt sind, sich selber zu finden."

Weser-Zeitung.



